STIMMEN AUS DEM SÜD=OSTEN

Zeitschrift des Südost-Ausschusses der Deutschen Akademie München
Herausgegeben von Gustav Fochler-Hauke
unter Mitwirkung von Franz Dölger, Herbert Duda, Ernst Gamillscheg, Gerhard Gesemann

Heft 5/6 Jahrgang 1939/40 Februar 1940 Preis RM 1.—

Aus dem Inhalt:

Vom neugriechischen Menschen / Zur slowakischen Geschichtsschreibung / Der madjarische Mensch Albanische Literatur / Serbische Volkslieder / Bulgarische und Rumänische Erzählungen

Verlag Deukula, Deutsche Kunst- und Verlagsanstalt Grassinger & Co., München 2, Linprunstraße 100-101

INHALTSVERZEICHNIS

Anschrift des Herausgebers:

Dozent Dr. Gustav Fochler-Hauke, Direktor der Deutschen Akademie, München 8, Maximilianeum

STIMMEN AUS DEM SÜDOSTEN

ZEITSCHRIFT DES SÜDOST-AUSSCHUSSES DER DEUTSCHEN AKADEMIE MÜNCHEN

Herausgegeben von Gustav Fochler-Hauke

unter Mitwirkung von Franz Dölger, Herbert Duda, Ernst Gamillscheg, Gerhard Gesemann

Heft **5/6** Jahrgang 1939/40 Februar 1940

Hans Gaitanides, Athen

Vom neugriechischen Menschen

Jede Untersuchung, die den neugriechischen Menschen zum Gegenstand hat, wählt alsbald die Frage nach dem Verhältnis vom neuen zum alten Griechentum zu ihrem Kernproblem. Es ist wahr: unsere Gegenwart hat es nicht leicht, vor unserer Geschichte zu bestehen. Das aber ist ein Schicksal, das wir mit fast allen anderen europäischen Nationen teilen. Dennoch wertet der fremde Besucher unser heutiges Dasein in solch ungerechtem, ausschließlichen Grade am Maß der Einmaligkeit des antiken Hellas, wie er es sonst, das Heute am Gestern zu messen, sich weder im eignen noch in den andern Ländern zur Sitte macht. Zu den Ergebnissen der Griechenlandfahrt des durchschnittlichen Reisenden gehört es denn, im neugriechischen Menschen nichts wiedergefunden zu haben von dem, was ihm seine humanistische Erziehung vom Dasein des klassischen Griechen an Vorstellungen vermittelt hat.
Ich habe es mir nicht zum Ziele gestellt, in direkter Beweisführung gegen diese Auffassungen zu polemisieren. Ich habe vielmehr vor — ausgehend von den natürlichen Bedingungen des griechischen Lebens — die seelische und geistige Reaktion des Neugriechen auf seine Umwelt zu schildern.
Mein Thema fordert ein zweites Vorwort: wie verträgt sich die abstrakte Formulierung „*der* neugriechische Mensch" mit der Realität? Macht nicht die Vielzahl der individuellen Ausprägungen, die Weite ihrer Abstände jede psychologische Zusammenfassung zu einer verzerrten Karikatur der Wirklichkeit? Diese Frage, die ja am Anfang jeder Bemühung, zu Nationaltypen vorzudringen, gestellt werden muß, fordert von jedem Volk aus eine andere Antwort.

Bauer und Städter

Der Kenner Griechenlands wird es mir bestätigen, daß man mit mehr Berechtigung von „dem" Griechen sprechen darf, als etwa von „dem" Deutschen. Innerhalb unseres Volkes gibt es nicht so weite und tiefe psychologische Entfernungen wie in manchen anderen Völkern. Rechnet man selbst mit der Kleinheit unseres Landes, der geringen Zahl seiner Bewohner, mit der klimatischen und landschaftlichen Einheitlichkeit seiner Teile, mit der großen Übereinstimmung schließlich im historischen Schicksal all unserer Bevölkerungsgruppen, es bleibt erstaunlich, wie geschlossen sich der Volkscharakter zur Bildung klar und fest ausgeprägter Typen verdichtet.
Es kommt wohl in diesem Lande eher zu dieser Typenbestimmtheit, wenn seine soziologische Struktur eine agrarbedingte ist. Die Kräfte, die dem Bauern von außen her zuströmen, sind sich ähnlicher als die, denen der Städter ausgesetzt ist. Boden und Klima haben über den Bauern uneingeschränktere Gewalt, das Blut seiner Ahnen pocht heftiger in ihm, und das Dorf übt über den Einzelnen eine strengere

Herrschaft aus, als sie der Mensch von der Stadt her erfährt. Die Bauern haben dieselben Sorgen, die Richtungen ihrer Aufmerksamkeit vereinigen sich in einem Ziel, während die berufliche Differenzierung in der Stadt die Menschen nach den verschiedensten Richtungen auseinandertreibt. Der Bauer hat Boden unter den Füßen, sein Leben ist in einer Wirklichkeit beschlossen, und diese ist für fast alle die gleiche — das städtische Leben aber nimmt an vielen Welten teil, der Spielraum seiner Möglichkeiten und Weiten dehnt sich, die Zahl der gangbaren Kombinationen, der Verflechtungen von Motiven, Interessen, Anschauungen, Einstellungen, Bedürfnissen wird unerschöpflich: die individuelle Richtung der Lebensführung ist in ihrer Voraussetzung erfüllt.

In Griechenland finden über 61% der Bevölkerung ihre Nahrung auf dem Lande. Umgekehrt beschäftigt die Industrie 17% der Griechen. In Orten unter 2000 Einwohnern leben in Griechenland 66% des Volkes; dagegen sind nur 15% der Griechen Großstädter. Auch gibt es bei uns noch mehr Menschen als Maschinen — in Griechenland treffen auf eine motorische Pferdekraft 16 Menschen. Dazu sind nun aber — im Vergleich zu Deutschland — die psychologischen Wirkungen der Verstädterung noch geringere, als man sie schon nach dem Zahlenverhältnis erwartet: denn die Form der griechischen Verstädterung ist eine viel ländlichere. Mietskaserne und Häuserblock setzen sich über das engste Stadtzentrum hinaus nicht durch. Der Grieche besteht auf seinem eigenen Heim. So häufen sich denn in der Peripherie weit von einander abliegende, oft gartenumsäumte Häuschen, die manchmal nur aus einem einzigen Wohnraum bestehen und die sich in ihrer Bauart und ihrer Einrichtung kaum von der Dorfsiedlung unterscheiden. Dafür aber bleibt die Familie unter sich, auf einem eigenen Stück Land. Der Wohlhabende aber hat neben seiner Stadtwohnung ein zweites Heim in einer der entfernteren Außengemeinden am Meer oder in den Wäldern, und hier verbringt er den ganzen langen Sommer. Ja selbst so mancher arme Teufel leistet sich fern der Stadt eine kümmerliche Holzbaracke, die ihn für die heißen Monate aufnimmt. Die Arbeit in der Stadt schleicht ohnehin zu dieser Jahreszeit im Zeitlupentempo voran, es genügt also mit dem Autobus schnell für ein paar Stunden hineinzufahren. Auf diese Weise entleeren sich denn die Städte für vier und fünf Monate, und ihre Menschen kommen wieder in Berührung mit dem Lande.

Ersatz für den Bodenverlust erhält in gewisser Weise der Städter, wenn er seinen Beruf in eigener Regie ausübt. Und wie nun der Grieche sein Haus für sich allein zu haben liebt, so zieht er auch nicht selten ein zweitklassiges Einkommen in selbständiger Stellung einem erstklassigen Gehalt bei abhängigem Arbeitsverhältnis vor. Weit überwiegt der Kleinbetrieb, und dehnt er sich aus, so sucht er seine Mitarbeiter zunächst einmal im Verwandtenkreise. Derart entstanden beispielsweise die griechischen Schiffahrtsunternehmungen, und bei kleineren ist es auch heute noch so: der Vater vereint in sich die Stellung des Kapitäns und Reeders, seine Matrosen sind Familienangehörige, die Anteile am Schiffsbesitz haben — sie werden nicht abgelohnt, sondern bekommen von Fahrt zu Fahrt ihren Gewinnanteil ausgeschüttet. In dieser Vereinigung von Besitz und Seemannstum liegt übrigens einer der wesentlichen Gründe der außerordentlichen Billigkeit der griechischen Schiffahrt, die sie die schlimmen Krisenjahre ohne jede Subventionierung von staatlicher Seite überstehen ließ.

Im Gefolge der gewaltigen Industrialisierung des Landes, die innerhalb von fünfzehn Jahren die Produktion mengenmäßig auf einen zehnfachen Ertrag steigerte, ist in letzter Zeit die Verstädterung beträchtlich fortgeschritten: sie sprang z. B. für die Großstädte von 1920 mit einem Bevölkerungsanteil von 10% auf 15% im Jahre 1930. Damit hat sich Griechenland im Grade der Industrialisierung und der Verstädterung mit weitem Vorsprung an die Spitze aller Balkanländer gestellt.

Nun hat aber die griechische Verstädterung keineswegs ihre Ursache in einer Landflucht. Sie war zunächst einmal Folge und Ergebnis der kleinasiatischen Katastrophe 1922, die 1½ Millionen Auslands-

griechen mit einem Schlag in das Mutterland zurückwarf. Die Hälfte dieser Völkerwanderung wurde über das Land verteilt, der andere Teil ergoß sich in die Städte; für sie aber mußte sich der Zustrom prozentual stärker auswirken als für das flache Land, das bei seiner ursprünglich weit größeren Bevölkerungsmenge doch nur den gleichen Flüchtlingsanteil zugewiesen bekam wie die menschenkleinere Stadt. Absolut gerechnet hat die Bevölkerung des flachen Landes einen ebenso großen Zuwachs zu verzeichnen wie die der Stadt.

Die zweite Quelle des städtischen Wachstums fließt aus dem starken Überschuß der Landbevölkerung; von ihr aber wanderte nur ab, wer zu Hause keinen Raum mehr hatte. Und das waren angesichts der Dürftigkeit der griechischen Erde und andrerseits des ungeheuerlichen Bevölkerungszuwachses nicht wenige. Es ist ja nicht zu vergessen, daß Griechenland — dessen Bevölkerungsdichte nur um ein geringes unter der seiner Nachbarn liegt — es mit weit ungünstigeren agrarischen Bedingungen zu tun hat als der ganze übrige Balkan.

Dazu verzeichnet noch Griechenland in den letzten Jahren von allen Völkern Europas den stärksten Geburtenüberschuß, den 7. größten in der ganzen Welt! Mit der hohen, jedoch nicht absolut höchsten Geburtenziffer von 31,2‰ und mit der im Verhältnis zu den anderen wachstumskräftigen Völkern im Süden und Osten Europas relativ niedrigen Sterblichkeitsziffer von 15‰ kommt es zu diesem gewaltigen Geburtenüberschuß von 16,2‰.

Heimatverwurzelung

Landenge und Geburtenüberschuß hatten seit der Antike nie aufgehört, den Griechen aus seinem Land zu vertreiben. Das war damals schon der Anlaß zur Hellenisierung des nahen Orients, heute ist es die Ursache, daß von 9½ Millionen Griechen auf der Welt 2½ Millionen im Ausland leben müssen. Als Einzelner ist der Grieche überall zu finden, zu geschlossenen Siedlungen kam es in den Vereinigten Staaten, in Rußland, in Süd- und Ostafrika, Ägypten und auch noch in Konstantinopel, auf dem Dodekanes und auf Cypern — an den drei letzteren Plätzen ist sein Minderheitenschicksal kein leichtes. Nicht nur die Not freilich trieb den Griechen in die Fremde, dazu verführten ihn auch bestimmte Charaktereigenschaften: seine rastlose Unternehmungslust, sein tätigkeitsfroher Wagemut, der Abenteuer und Risiko liebt, seine Freude am „Auf's Spiel setzen", seine Vitalität, die in die unbeschränkte Weite und zum ewig Neuen drängt (das er dann leider aber auch nach dem Kennenlernen zu leicht und zu schnell fortwirft, wie ein Kind sein Spielzeug, hinter dessen Geheimnis es gekommen ist), weiter noch seine kosmopolitisch-kommerzielle Veranlagung, gejagt von der Lust am materiellen Gewinn, mit feinem Fingerspitzengefühl für die Gunst der Lage, der er sich so geschickt anzupassen und die er so entschlossen auszunützen weiß. In einem ist er aber bei allem Umgetriebensein beständig, in einem, an dem er immer wieder seinen Halt findet, das ist seine zähe Verbundenheit mit der Heimat. Von dem Rechte des Einwanderers, nach einer bestimmten Frist die Staatsbürgerschaft der USA erwerben zu können, machten von 100 Deutschen durchschnittlich 74 Gebrauch, von 100 Schweizern 66, von 100 Italienern 30 — von 100 Griechen tun es 18. Das Entgleiten aus dem nationalen Innenreich hat der Deutsche Hans Grimm darauf zurückgeführt, daß der deutsche Staat dem Auslandsdeutschtum keinen Rückhalt geboten habe. Das hat aber der griechische Staat für seinen Bürger im Ausland noch viel weniger getan. Diese ungewöhnliche, feste Gebundenheit an die heimatliche Scholle, die dem griechischen Volkscharakter eigen ist, vermag ich psychologisch nicht näher zu begründen — als Tatsache wird sie einem vom Alltag immer wieder überzeugend vor Augen geführt.

Diese Treue nun zum Mutterland wirkt nicht nur im Ideellen des National-, Religions- und Sprachbewußtseins. Alles, was sich in Griechenland an schönen und großen Leistungen findet, ist Werk des Auslandsgriechentums: fast jeder vermögende Mann vermacht nach seinem Tode einen ansehnlichen Teil seines Vermögens all-

gemeinnützlichen Zwecken. Da werden Stadien, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Schulen, Laboratorien, Stipendien, ja aber auch Straßen und Flugzeuge mit einer vorbildlichen Opferfreude gestiftet.
Seit einigen Jahren aber nun ist es mit der griechischen Auswanderung zu Ende. Unter dem Druck der Weltkrise, die dem liberalistischen Wirtschaftssystem den Todesstoß versetzt, um an seine Stelle das politisch bestimmte Prinzip der Nationalwirtschaft zu stellen, vermag sich der Grieche im Ausland nicht mehr zu halten. Nicht nur, daß die Länder einem neuen Zuzug die Tore versperren, es setzt sogar eine nicht unerhebliche Rückwanderung der Auslandsgriechen zur Heimat ein. Die kleinasiatischen Flüchtlinge, das natürliche übergroße Bevölkerungswachstum, die Rückwanderung der Auslandsgriechen, diese drei zentripetalen Bevölkerungsbewegungen wirkten zusammen, den Griechen zur Lösung seiner Probleme ganz auf sich selbst zu verweisen, nachdem ihm alle Auswege nach außen verschlossen worden waren. Und das war gut so: unfähig, aus freiem Willen und eigener Gesinnung sich selber zu verwirklichen, vermag der Grieche sein Letztes an Leistung und Tüchtigkeit nur unter dem äußersten Zwang und der tiefsten Not der Verhältnisse aus sich herauszuholen. Das Unglück ist oft sein Segen. — So kam es denn, im extensiven und intensiven Sinne, zu einer mächtigen Entwicklung der Industrie sowohl als auch der Landwirtschaft.

Lebenskraft

Das griechische Leben ist schwer — der Boden macht es dem Menschen nicht leicht, zu seinem Brot zu kommen. Ein gefährlicherer Feind ist er aber vor allem noch seiner Gesundheit. Man schwärmt vom ewigen Blau des griechischen Himmels, seinem paradiesisch milden und zarten Klima, und doch birgt es den bösesten Keim, der das griechische Volksleben vergiftet: die Malaria. Etwa eine Million Menschen, also jeder siebente Grieche, wird von ihr ergriffen, Jahr für Jahr. Der Kampf gegen diese Krankheit hat bei uns noch nicht so breite Siege erbracht wie in Italien. Aber zweifellos wird die heutige Phase eine entscheidende Wendung zum Besseren bringen. Riesige Entwässerungs- und Entsumpfungsarbeiten schränken die gefährdeten Gebiete auf Bruchteile gegenüber ihrer früheren Ausdehnung ein. Mit Erfolg bewährt sich eine neue Methode: man setzt mit Flugzeugen über riesige Gebiete Fischlaich eines kleinen südamerikanischen Fisches aus, der sich von den Mückenlarven ernährt. Schließlich wird auch durch die Bevölkerung von der seit langem geübten kostenlosen Chininausteilung immer mehr Gebrauch gemacht.
Trotz des Rückstandes der hygienischen Zustände verfügt der Grieche über eine gute Körperverfassung. Man wird z. B. nicht so schnell irgendwo anders einem so hohen Durchschnitt guten, schönen und gesunden Körperwuchses bei Männern und Frauen wieder begegnen wie in einem griechischen Seebad. Einige Eigenschaften, die den Griechen zu einem bewährten Soldaten machen, sind seine Stärke im Angriff, bei dem er Mut und List in ungewöhnlichem Grade vereint. Dazu ist er zäh im Ertragen von Strapazen, von Hunger, Hitze, Kälte und langen Märschen. Seine Gefahr aber ist der Stellungskrieg: in ihm wird er leicht demoralisiert — das hat psychologische Gründe, von denen später zu sprechen sein wird.
Dank seiner guten physischen Veranlagung beginnt der Grieche sich auch immer mehr im Sport durchzusetzen. Auf der Berliner Olympiade schnitt er am besten von allen Balkannationen ab, und bei den alljährlichen Balkanspielen erzielt er regelmäßig den Gesamtsieg.
Als wichtigste Bestätigung dieser guten körperlichen Anlagen möchte ich den geringen Anteil der Totgeburten an den Gesamtgeburten bewerten. Trotz der unerfreulichen Gesundheitsverhältnisse gibt es nur 1% Totgeburten — gegen 2,8 in Deutschland. Größer dagegen, obwohl die geringste auf dem ganzen Balkan, ist in Griechenland die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr.
Bevölkerungspolitisch sehr viel günstiger als Deutschland sind wir in der Alterszusammensetzung gestellt, obwohl bei uns die Ausfälle durch Krieg — Griechenland stand von 1912 bis 1922 ununterbrochen



Blick von der Akropolis auf Athen
Aufn.: J. Müller

unter Waffen — und durch Seuchen im Gefolge der kleinasiatischen Völkerwanderung keine geringeren sind. Die Lebensalter von 1—14 Jahren füllen bei uns 32% der Bevölkerung. Über 40 Jahre sind in Griechenland nur 27%.

Dieser Kinderreichtum, diese feste physische Konstitution, sie sind Ausdruck ja nur für *eine* Richtung einer besonders starken Vitalität, die in alle Gebiete des Lebens hineinwirkt und in allen Seiten des menschlichen Seins zur Gestaltung kommt. Der allgemeine packende Eindruck des einfühlenden Beobachters in den Ländern des Südostens ist stets der von Frische und Unverbrauchtheit. Und das ist ja nicht weiter verwunderlich: diese Völker lagen jahrhundertelang in einem Winterschlaf, sie waren Brachboden, der nicht Kraft für irgendein Tun und Werden herzugeben brauchte, und so erfüllte sich ihr Sein in jenen Jahrhunderten als ein ausschließliches Kräftesammeln und -speichern. Und was sich in diesen langen Zeiten da aufstaute, das bricht heute mit doppelter Wucht zum Leben durch und setzt sich gebieterisch in gestaltete Wirklichkeit um. Man kann den Stand eines Volkes nicht allein vom Raum her begreifen, man muß ihn auch von der zeitlichen Dimension her verstehen. Der ganzen neugriechischen Kultur ist zugute zu halten, daß sie erst heute ihr Mittelalter abstreift, um in die Phase ihrer Renaissance einzutreten, die für die Völker im Westen und in der Mitte Europas nun schon in so ferner Vergangenheit liegt. Jeder Organismus aber untersteht den Gesetzen des natürlichen Wachstums, das gilt vom Leben eines Volkes nicht minder als von dem des einzelnen Menschen. Und mag das junge Volk auch noch so viel in technisch-zivilisatorischer Hinsicht von reiferen Völkern lernen und übernehmen, in seiner inneren Entwicklung und in seiner kulturellen Leistung kann es die Phasen der natürlichen Lebenszeitalter nicht überspringen. Nur an diesem Maßstabe dürfen die Dinge und Geschehnisse in Griechenland gemessen werden.

Gewiß aber ist es keine Schande, jünger zu sein. So stehen wir denn als Volk in jenem beglückenden Abschnitt des Lebens, von dem ein Deutscher das Wort prägte: es ist eine Lust zu leben. Wo man auch hinschaut, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Wirtschaft und in der gan-

zen technischen Zivilisation, überall werden Grundmauern gelegt. Alle Tugenden des Anfangs treiben ihre Blüten: ein schmelzender Hauch der Frische, bestrikkende Natürlichkeit und rührende Versuche einer Haltung vom Geistigen her, instinktgebundener Subjektivismus und ein sehnsüchtiges Verlangen nach absoluten Normen, der Zauber einer ungebrochenen Lebensfreude und schmerzvolles Ahnen der tragischen Verhaftung an den irdischen Wandel, eine fast heidnische Naivität, die alles tun kann, ohne sich sündig zu fühlen, eine bestaunenswerte Unfähigkeit zum schlechten Gewissen, das sind die vor allem zeitlich bestimmten Elemente der griechischen Lebensatmosphäre von heute. Nach müdem, lebensflüchtigen Menschentum muß man auf Suche gehen — den Gedanken an den Untergang des Abendlandes vermag man unten noch gar nicht zu denken.

Das sind Wesenszüge, die man fühlen können muß, um sie wahrzunehmen. Sie bestätigen sich an allen Punkten, durch die man einen Schnitt legt. — Ich kann in diesem Zusammenhang nicht auf Vollständigkeit bedacht sein, sondern muß mich damit begnügen, besonders charakteristische Erscheinungen zur Analyse herauszugreifen.

Wir sprachen schon von diesem jugendlichen Kraftausbruch im Zusammenhang mit dem gewaltigen Aufschwung der materiellen Kultur, der ungeheueren Entwicklung von Industrie und Landwirtschaft, die in diesen Jahren unsere nationale Wirklichkeit von Grund auf umgestaltet haben. Wir fanden die unverbrauchte Triebkraft weiterhin wirkend im Geburtenreichtum und in der guten Körperkonstitution.

Die Nähe zum Mittelalter offenbart sich auch in der Macht der orthodoxen Kirche, die bestimmend auf das ganze Leben eingreift, sich aber in einer sehr natürlichen Weise alle Einmischung in die reine Politik versagt. Ihr Sittengesetz besitzt noch allgemeine Verbindlichkeit und bewährt sich als lebendige Überzeugungsgrundlage für den einzelnen moralischen Entscheid. Das kirchliche Fest wird noch wichtig genommen, die Fasten pflegt man einzuhalten — und dem kommt im griechischen Klima seine gesunde Bedeutsamkeit zu. Es gibt auch nur eine kirchliche, aber keine standesamtliche Trauung und Scheidung. Und als sich die Griechen vor hundert Jahren ihre Freiheit erfochten, da bezogen sie ihre Wucht und ihre Zähigkeit nicht zuletzt aus der glühenden Teilnahme, mit der sich die orthodoxe Kirche zu ihren Zielen bekannte: der Kampf gegen das türkische Joch wurde gleichzeitig als Kreuzzug gegen den Islam geführt. Es war ein Bischof, Germanos von Patras, der 1821 die griechische Freiheitsbewegung ausrief.

Dem jugendlichen Alter entspricht auch die Entwicklungsstufe der neugriechischen Sprachlage. Jedes Volk erlebte an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit einen Augenblick, in dem sich die Vereinigung mehrerer Mundarten zu einer einzig beherrschenden, offiziell-verbindlichen vollzog, wie sie sich dann in der grammatikalischen und orthographischen Einheitlichkeit der geschriebenen Sprache repräsentierte. Nicht nur in horizontaler Richtung durch die Verschmelzung der nebeneinanderliegenden Dialekte, sondern auch vertikal, in der Einigung des vom Gelehrten gesprochenen Wortes mit dem des gemeinen Mannes. Für Italien war diese Leistung geschaffen durch Dante. Ronsard und Du-Bellay heißen die großen Täter des Wortes in Frankreich, für England fällt dieser Entwicklungsabschnitt in das Zeitalter Shakespeares, während sich in Deutschland diese Bewegung unter stärkeren Widerständen und daher langsamer in der Linie Luther—Opitz—Gottsched verwirklicht. Dieser Wendepunkt, der symbolisch steht für die Synthese vorher noch unausgeglichener geistiger Tendenzen eines Volkes zu einer geschlosseneren nationalen Kulturausrichtung, dieser entscheidende Wendepunkt liegt für das neue Griechenland im Heute. Er kristallisiert sich in unserm bisher größten Dichter, dem ehrwürdigen Kostis Palamas.

Das jugendliche völkische Lebensalter möchte ich weiterhin auch als Ursache für jene, anfangbeschriebene, typische Struktur des Griechen erkennen, der noch einem vorindividuellen Zeitalter mit geringer ausgeprägter Differenzierung angehört. Es ist zwar modern in Griechenland, sich den

„Ehrennamen“ eines Individualisten zuzulegen. Dieser so gern und laut bekannte Individualismus beschränkt seine Wirksamkeit aber nur auf die Welt der Phantasie. Denn tatsächlich, in der Stadt kaum minder als auf dem Lande, ist der Lebensstil des Einzelnen von einem zutiefst demokratisch-universalen Prinzip bestimmt. Maßstab des allgemeinen Verhaltens ist „o kosmos“, die Welt der öffentlichen Meinung. Ihr unterwirft man sich — vor ihr besteht kein Anspruch auf moralische Eigenbestimmung. Da nun aber das Verlangen des Trieblebens häufig doch nicht mehr den von der offiziellen Moral geforderten Weg einschlägt und auch nicht immer die nötige ausgleichende Kraft der Disziplin zur Verfügung steht, kommt es allerdings nur zu oft zu einem Doppelleben: einer zur Schau getragenen korrekten Scheinexistenz und einer nicht ebenbürtig korrekten realen Haltung, die auf geheimere Methoden angewiesen ist. Verdichtet sich aber dann die Lage zu einer erzwungenen Entscheidung, in der dem Farbebekennen nicht mehr auszuweichen ist, so wird zweifellos das öffentliche Gesicht als bestimmende Instanz triumphieren.

(Schluß folgt)

Panos Kolaxiselis, Ayassos

Die Insel Lesbos

Volk und Landschaft

Lesbos sei in diesen Ausführungen als eine Insel betrachtet, die neben ihrer Eigenart auch geschichtlich sehr interessant ist und als eine typische Insel des Mittelmeeres angesehen werden kann. Also als ein repräsentatives Stück jenes Raumes, der auf Grund seiner Lage und Gestaltung, unter dem Einfluß eines sehr bestimmten Klima- und Menschentypus, nicht zuletzt auch unter der Auswirkung historischer, d. h. völkischer und politischer Vorgänge, uns heute das typische Bild einer ganz charakteristischen Landschaftsform, einer eigenartigen Wirtschaftsentwicklung und einer nicht weniger interessanten, durch die Verhältnisse bedingten viel- und wechselseitigen Lebenskultur, des Mittelmeeres bzw. des Ägäischen Meeres, gibt.

Der Name — Ägäis — stammt aus der Sage des Minotaurus im Labyrinth. Bekanntlich blühte zwischen dem 18. und 16. Jahrhundert vor Christus auf der Insel Kreta die bedeutende minoische Kultur. Kreta war eine große Seemacht, die von den anderen Staaten Tribute verlangte. Auch Athen mußte diese leisten, und zwar mit je sieben ausgesuchten Jünglingen und Mädchen, die als Opfer des im Labyrinth lebenden Minotaurus bestimmt waren. Der damalige König von Athen, Ägeus, erträgt aber diesen Tribut nicht und schickt aus diesem Grunde seinen berühmten Sohn, den Halbgott Theseus mit, um den Minotaurus zu töten. Theseus tötet ihn auch und kehrt siegreich zurück. Die Männer vergessen aber, wie es verabredet war, die schwarzen Fahnen auf den Segelschiffen mit den weißen zu vertauschen, und der König Ägeus, der mit seinem Volke an der Küste wartet, glaubt, sein Sohn sei getötet, und stürzt sich ins Wasser. Seitdem führt dieses Meer den Namen „Ägäisches Meer“.

Aus dieser mythologischen Sage ist ersichtlich, daß sowohl der Name als auch das Leben in diesem Raum sehr alt ist. Auch wenn wir einige Jahrtausende in der Geschichte zurückblicken, finden wir hier eine beachtliche Lebensform und eine entwickelte Kultur. Dazu trugen nicht nur die günstigen Klimaverhältnisse bei. Von noch größerer Bedeutung war die Raumgestaltung. Die Inseln sind so dicht gestreut, daß man nirgends das Land vor dem Auge verliert. Sie boten somit für die damals kompaßlose Ruderschiffahrt die einzig sichere Überbrückungsmöglichkeit des weiten Meeres und bildeten eine nach allen Richtungen hinführende Stützpunktkette und somit auch den besten Verkehrsweg

zwischen Europa, Vorderasien und Nord≈afrika. Es ist nur selbstverständlich, daß noch viele andere Faktoren bei der Ent≈wicklung mitgewirkt haben, und daß dies alles nur als eine Sphäre von Möglich≈keiten betrachtet werden soll, in der ein gesundes, lebenswilliges und entwicklungs≈fähiges Volk erst da sein muß, um seine Ziele zu sehen, zu suchen und zu verwirk≈lichen. Auf jeden Fall haben diese Inseln seinerzeit den Griechen als idealste Stütz≈punkte für ihre Ausdehnung und Koloni≈sierung gedient.

So finden wir im Zuge dieser Entwicklung schon in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. die ersten größeren Siedlungsver≈suche auf Lesbos. Nach der Mythologie soll sich sogar noch früher — im 19. Jahr≈hundert v. Chr. — der Sohn des Helios, Makaros, auf der Insel angesiedelt haben. Bei den Ausgrabungen sind Siedlungs≈reste vortrojanischer Kultur ans Licht ge≈kommen, als deren Entstehungszeit die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. ange≈nommen wird.

Der Name Lesbos ist eigentlich nicht so alt, wie das Leben auf dieser Insel. In der vorgeschichtlichen Zeit hatte sie andere Namen, die alle auf eine Besonderheit der Landschaft und auf für Menschen gün≈stige Lebensverhältnisse deuten. So heißt sie einmal „Lassia", was etwa „Dicht≈bepflanzte" bedeutet, dann „Imerte", d. h. „Ersehnte" und bei den Türken „Goldene Insel" und „Garten des Kaiserreiches".

Den Namen Lesbos bekam sie von dem gleichnamigen Schwiegersohn eines Füh≈rers der vorhin genannten Äolier, von Ma≈karos. Dieser hatte mehrere Töchter mit den Namen Antissa, Eressos, Methyma und Mytilene. Bei der Verheiratung gab er jeder dieser Töchter als Mitgift ein Stück Land, das den Namen der betreffen≈den Tochter erhielt. So haben wir heute noch Städte mit den Namen „Mytilene", „Methyma", „Eressos" usw., die auch ge≈schichtlich den damaligen Fürstenreichen entsprechen. Unter diesem Führer, der auch die ersten Gesetze erlassen hat, be≈gann eine beachtliche Entwicklung, unter der die Insel als Seemacht verschiedene Kolonien gründete, z. B. Troja, Chios, Kos und Rhodos.

Seit Homers Zeit blüht auf Lesbos eine bedeutende Kultur, die weit über seine Grenzen bekannt ist und u. a. die Insel auch wegen ihrer schönen Frauen berühmt macht — die schönsten ihres Geschlech≈tes — wie Homer selbst sagt. Als Höhe≈punkt in jeder Beziehung erscheint jedoch die Zeit zwischen dem 7. und 5. Jahrhun≈dert v. Chr., die auch als die „goldene Epoche" von Lesbos gelten kann.

Nicht nur große Männer bilden die Achse dieser Zeit. Es entwickelt sich überhaupt eine hohe Kultur, die nur mit der von Athen verglichen werden kann. Geistiger Wettbewerb, Leibesübungen und Kunst werden erstrebenswerte Ziele der Jugend, Schönheit, Bildung und Musik der Stolz der Frauen. Die Insel gilt als Heimat der musischen Künste. Die Lesbier sollen die Erfinder vieler Versmaße und musikali≈scher Instrumente der damaligen Zeit ge≈wesen sein, aber auch Begründer von vie≈len Musikschulen, die in ganz Griechen≈land berühmt wurden und von allen Rich≈tungen die Jugend anzogen. Genannt seien die Schulen von Terpandros, Sappho, An≈dromedas usw. mit ihren gleichnamigen, berühmten Lehrern.

Über Sappho und überhaupt über die les≈bische Kultur ist viel geschrieben und noch mehr gesprochen worden — besonders nachträglich — von den Athenern. Be≈kannt ist, daß wir während dieser Zeit auf Lesbos ein Leben mit einer Frau finden, deren Stellung wegen ihrer hohen geistigen Bildung und wegen ihrer Selbständigkeit und individuellen Freiheit auch für unsere heutige, so moderne Zeit erstaunlich ist. Sicher ist, daß Sappho nicht bloß die zehnte sterbliche Muse war, eine große Musikerin und noch größere Meisterin, die größte der lyrischen Dichtkunst, die uns die schönsten und ausdruckvollsten Gesänge menschlicher Seelengefühle geschenkt hat. Sie war auch eine besonders leidenschaft≈liche Frau, die uns für alle Zeiten ein ge≈heimnisvolles Fragezeichen über ihr We≈sen und ihre Zeit hinterlassen hat.

Das alles ist aber nur das Charakteristische ihres Wesens. Ihre Bestrebung ist die Emanzipation der Frau. Die Frau muß Gefühl für das Schöne besitzen, sie muß musikalisch sein. Sie muß bezaubernd tan≈

zen können und geistig ausstrahlen. Das Gedicht soll ihre Blume sein und die Ästhetik das Kleid ihres Lebens.
Die lesbische Kultur erstreckte sich aber nicht nur auf Lebensgenüsse. Sie rief auch staatspolitische und wirtschaftliche Fortschritte hervor. Der Bau des Staates wird vervollkommnet. Das Volk wird durch das Parlament und den Demos vertreten. Maße und Gewichte wurden festgesetzt, die, wenigstens dem Namen nach, auch heute noch für das Öl und die Oliven im Lokalverkehr in Gebrauch sind.
Natürlich blieb auch der Handel nicht zurück. 570 v. Chr. gründeten die Lesbier eine große griechische Handelsstation in Ägypten. Ein Bruder von Alkaios macht Expeditionen bis nach Babylonien, und die ganze Kleinasienküste wird von Kolonien besetzt.
Während der römisch-byzantinischen Zeit ist Lesbos wegen der internationalen Beziehungen der Römer, andererseits wieder, wie ein Historiker erwähnt, wegen der besonderen Lage und des gesunden Klimas, ebenso wegen der bezaubernden Abwechslung der herrlichen Landschaft und des blauen Meeres, nicht zuletzt auch wegen der Heilquellen und des göttlichen, damals als Kräftigungsmittel berühmten Weines ein bekannter und aristokratischer Sammelort großer Kaufleute und Politiker des römischen Reiches geworden. Die Insel wird wieder reich und glücklich. Die bildenden Künste und besonders die Architektur und Marmorskulptur entwikkeln sich zu einem bedeutenden Hochstand. Öffentliche Gebäude, Festungen und prächtige Bauten werden errichtet. Auch die großen Männer fehlen darin nicht, wie z. B. der Historiker Theophanes aus Mytilene, „der bedeutendste der damals lebenden Griechen" nach den römischen Schriftstellern, der so geschätzt wurde, daß er Freund und Ratgeber des Pompejus geworden ist. Auf seine Veranlassung kommt dieser römische Kaiser auch einmal nach Lesbos. Bei den Festen und Veranstaltungen, die zu seinen Ehren gegeben werden, begeistert er sich an der ganzen Kultur und besonders an dem Theater so, daß er ein getreues Abbild von diesem in Rom bauen läßt.

Seit dieser Zeit finden wir auch den Namen der Hauptstadt Mytilene als Namen für die ganze Insel. Die Form des klassischen Lebens wird von nun ab von dem strengen, patriarchalischen Familiensinn ersetzt. Und somit sind wir in die byzantinische Zeit gekommen.
1462 n. Chr. beginnt dann die schwerste aller Zeiten für ganz Griechenland, die Türkenherrschaft. Während dieser Zeit wird das Maß der Lebenskultur außerordentlich herabgesetzt, das Lebensrecht aller Griechen beschränkt. Jahrhundertelang ist das griechische Volk, mithin auch Lesbos, von Europa völlig vergessen, und es ist nur der nationalen Einstellung der Kirche und dem zähen Widerstand der Griechen zu verdanken, daß sie trotz allem doch noch das Bedürfnis und die Kraft hatten, für die Freiheit zu kämpfen.
So errang das Mutterland Griechenland schon 1821 die Freiheit, während der andere Teil mit Lesbos sich erst 1912 dem freien Mutterlande anschließen konnte.
Lesbos ist die achtgrößte Insel des Mittelmeeres, die drittgrößte Griechenlands und die größte und reichste des Ägäischen



Frauen in Ayassos



Blick auf die Stadt Ayassos

Meeres. Ihre Gesamtfläche beträgt etwa 1630 qkm mit nicht weniger als 150000 Einwohnern. Sie ist also flächenmäßig fast so groß wie das Saarland.

Lesbos ist einerseits durch die klimatischen Verhältnisse und andererseits durch die Einführung der künstlichen Bewässerung eine Stätte edler und vielseitiger Produktion, die jedoch wegen dieser Vielseitigkeit nicht den Großmengencharakter eines typischen Rohstoffraumes hat.

Die Hauptpflanze der Insel, von deren Produktion auch die ganze Wirtschaft abhängt, ist die Olive. Ihr Anbau mit etwa 12 Millionen Bäumen nimmt zwar flächenmäßig nur 28% der Insel ein, wertmäßig macht er jedoch 65% der gesamten Inselerzeugung und 1/5 der gesamten Olivenproduktion Griechenlands aus.

Man kann sagen, daß Lesbos seinen Reichtum fast nur diesem, wie man sagt, flüssigen Gold verdankt. Nur durch die Olive ist es möglich gewesen, daß Lesbos mit seinen 86 Einwohnern pro qkm genau 1 1/2 mal so dicht bevölkert ist wie Griechenland im Durchschnitt.

Lesbos ist Sitz vieler Staats- und Landesbehörden. Daneben hat es auch viele kulturellen Einrichtungen, die für die Insel geradezu charakteristisch sind. Es hat z. B. eine Lehramtsschule, eine Handelsschule, eine Oberrealschule, 2 Gymnasien, 3 Halbgymnasien, 105 Volksschulen und eine Abendschule. Dazu kommen noch ein Museum, eine Bibliothek, 5 Lesehallen, ein Stadttheater, Kinos, ein Greisenhaus, ein Waisenhaus, eine Kinderstation, ein modernes Sanatorium, 4 Privatkliniken, 6 Krankenhäuser, 2 wissenschaftliche Institute, ein Dutzend Sportvereine, etwa 20 Wohlfahrtsvereine und 12 Zeitschriften und Zeitungen.

Von der Wirtschaft ist in ganz groben Zügen zu sagen, daß von den 1448 Unternehmungen auf Lesbos 838 als Handels-, 600 als Industrie- und 10 als Verkehrsunternehmungen arbeiten. Von den Industrieunternehmungen entfallen allein 140 auf moderne Ölfabriken mit rund 350 großen hydraulischen Pressen. Von der gesamten Ausfuhr der Insel gingen früher 40% direkt ins Ausland.

Im Gesamtleben steht natürlich die Hauptstadt Mytilene mit ihren 35000 Einwohnern an erster Stelle. Sie hat außer einem Hafen von etwa 2 km Kai-Umfang auch moderne Elektrizitätswerke, Selbstwählertelephonnetz und eine Wasserversorgung,


Blick auf Mytilene

deren Wasser aus zweiundzwanzig Kilometer Entfernung kommt. Diese Anlagen, wie auch die Elektrizität und Telephoneinrichtung stammen aus Deutschland.
Wie ist nun das heutige Leben auf Lesbos? Wie sehen die heutigen Lesbierinnen aus? Die Lesbier zeichnen sich, wenn auch nicht in dem Maße wie im Altertum, doch auch heute noch durch große Rührigkeit aus, und es sind nicht wenige unter ihnen, die weit bekannt wurden. So z. B. der frühere Rektor der Universität Athen, Papamichael, der Universitätsprofessor Stephanides, ebenfalls der Professor Hadjiwassiliou, der in München studierte, der Schriftsteller Myriwilis, der Tenor Xyrelis, der verstorbene Schriftsteller Eftaliotis, der Maler Jakobides, der sogar in der Münchener Kunstakademie bei Piloty studierte, und der große Gelehrte Wernadakis.
Nicht abzuleugnen ist, daß die Lesbier heute noch als Lebensgenießer im guten Sinne gelten. Sie sind wenig abenteuerliche Naturen und beschäftigen sich, wenn sie gebildet sind, vielmehr mit Literatur und malerischen Künsten, als z. B. mit Mathematik. Im Gegensatz zu den Bewohnern der Nachbarinsel Chios, befassen sie sich auch wenig mit Weltschiffahrt, und wenn sie irgendwo in Ägypten, Südafrika oder Amerika reich werden, dann kehren sie vor Ende ihres Lebens doch möglichst wieder in die Heimat zurück.

Und nun noch einige Aussprüche zur Charakteristik von Lesbos:

Loukianos:

„Lesbos ist die Insel der Harmonie und des Eros."

Athinaios:

„Der Wohnsitz der Genüsse."

Plato:

„Die Heimat der zehnten Muse Sappho."

Cicero:

„Die Heimat großer Männer."

Longos:

„Mytilene ist eine große und schöne Stadt, dort habe ich das Schönste meines Lebens gesehen, malerische Landschaft und feurige Liebe."

Und ein neugriechischer Dichter, Nirvanas:

„Liebeswelle hat mich an das Ufer von Lesbos gebracht, unter den silbergrünen Olivenhainen zu schlafen. Ich lege als Unterlage weiches Heu, als Kissen duftige Blumen, Sappho von dir und von deinen göttlichen Liedern zu träumen."

Konrad Bittner, Prag

Zur slowakischen Geschichtsschreibung

Die slowakische Volkwerdung holte seit dem ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert ihre besten Kräfte aus der wiedererstandenen eigenen Sprache und aus der geschichtlichen Vergangenheit des eigenen Volkes. Aber die slowakische Geschichtsschreibung mußte seit dieser Zeit recht gewundene Wege gehen: die slowakisch-volkliche Geschichte wurde aus den politischen Gegebenheiten heraus mit der Geschichte des ungarischen Staates zusammengespannt, und erst das erwachte slowakische Volksbewußtsein sonderte mit dem endenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die eigenvolkliche Vergangenheit aus der Geschichte des ungarischen Staates heraus. Die 20 Jahre tschecho-slowakischer Staatlichkeit nach dem Umsturz von 1918 erzwangen auch eine tschecho-slowakische Geschichtsschau: federflinke Geschichtsklitterer bewiesen aus der geschichtlichen Vergangenheit die Einheit der „beiden Zweige des Tschecho-Slowakischen" und hatten im Handumdrehen die Gleichung 2 = 1 bewiesen. Dieser Fiktion einer Einheit in der Zweiheit hatte sich nach dem Willen der Prager Regierung auch die Geschichtswissenschaft unterzuordnen. Aber zur Ehre der slowakischen Geschichtswissenschaft sei es gesagt, daß nur einzelne slowakische Geschichtsforscher ihre Überzeugungen am Prager Markt verhandelten, daß es aber anderseits eine ganze Reihe aufrechter Männer gab, welche auch in der Zeit der tschechischen Vorherrschaft einen kühlen Kopf und ein offenes Herz für ihr eigenes Volkstum bewahrten.

Erst nach dem 6. Oktober 1938 und dem 14. März 1939 wurde die Bahn für das slowakische Volk und damit für die slowakische Wissenschaft vollständig frei. Jetzt darf sich die eigenvolklich gebundene slowakische Geschichtswissenschaft frei und ungehindert entfalten.

Die erste Frucht dieser neuen slowakischen Geschichtsschreibung ist *Fr. Hrušovskýs Slowakische Geschichte* (Slovenské dejiny, herausgegeben von der Slowakischen Matica in St. Martin am Thurz, 1939, 448 S.). Fr. Hrušovský schuf mit diesem Buch keine wissenschaftliche Arbeit im engeren Sinne des Wortes, sondern ein Volksbuch, das in weiteste Kreise vordringen und das Wissen um die eigenvolkliche Vergangenheit in allen Schichten und Kreisen des slowakischen Volkes verlebendigen soll. Das Mühen um volksnahe Wissenschaft hat in diesem Buch Gestalt gewonnen, und der freudige Widerhall, den das Buch bei seinem Erscheinen allenthalben weckte (Slovák vom 21. 10. und 4. 11. 1939), erweist die feste Verbundenheit des slowakischen Volkes mit seiner geschichtlichen Vergangenheit.

Fr. Hrušovský umreißt in seinem Buch die erdkundlichen Gegebenheiten der heutigen Slowakei, überschaut mit raschem Blick die Vorgeschichte, die römische und germanische Zeit des slowakischen Landes, deutet das Einströmen des slowakischen Volkes in den nördlichen Karpathenraum an und weist der Avarenherrschaft über die Slowaken bedeutenden Einfluß zu. Mit sichtlichem Stolz verweilt der Verfasser beim Heldenzeitalter des slowakischen Volkes, bei der Schilderung der Schicksale des Großmährischen Reiches und der Tätigkeit der Griechenbrüder Konstantin-Cyrill und Method in Großmähren. Mit dem beginnenden 10. Jahrhundert stürzt das Großmährische Reich unter dem Ansturm der Madjaren zusammen, und von diesem Zeitpunkt an bleibt das slowakische Land ein volles Jahrtausend mit unbedeutenden Unterbrechungen der ungarischen Krone eingegliedert. Die neue Formung des Gesichtes des slowakischen Landes durch die deutsche Siedeltätigkeit von etwa 1100 an, wird lediglich in den Umrissen angedeutet. Zweimal hat das slowakische Volk durch seine Opfer schweres Unheil vom mittleren und westlichen Europa abgewendet: die Wucht der Tartareneinfälle verebbte im 13. Jahrhundert im Karpathenraum, und im 16. und 17.

Jahrhundert brach sich die Türkenmacht an den festen Mauern deutscher und slowakischer Städte. Während dieser Stürme, welche über den Karpathenraum hinweggingen, drohte das slowakische Volkstum zu erlöschen: Adel und Bürgertum, die Besitzer des größten Teiles des Bodens und die Träger von Handel und Gewerbe in den Städten, wechselten im 17. und besonders im 18. Jahrhundert zu den Madjaren hinüber, der bettelarme und rechtlose Bauer blieb nunmehr Kern und letzter Träger des slowakischen Volkstums. Aus dieser letzten und härtesten Wurzel des slowakischen Volkstums wuchsen zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts neue, lebenskräftige Triebe hervor, und der Vorgang der slowakischen Volkwerdung lief vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in unsere Tage, bis zur Krönung der slowakischen Volklichkeit im eigenen Staat am 14. März 1939.

Die Tatsachen der geschichtlichen Vergangenheit sprechen eine eindringliche Sprache für jeden volks- und verantwortungsbewußten Slowaken. „Das slowakische Volk muß seine Vergangenheit kennen lernen, um aus ihr für seine Gegenwart zu lernen" (S. 9), sagt Hrušovský in seiner Geschichte. In der Zeit der großmährischen Mojmiriden suchten sich die Slowaken aus dem naturgegebenen Rahmen des römisch-deutschen Reiches zu lösen und sich nach dem Osten Europas, nach Byzanz hin auszurichten. Das Großmährische Reich bezahlte die Auflehnung gegen die naturgegebenen Bindungen und Zusammenhänge mit dem Untergang von Volk und Reich und 1000jähriger Unfreiheit. Die neuen Lenker der Geschicke des slowakischen Volkes achteten die naturgegebenen Zusammenhänge und schlossen sich ganz enge an das deutsche Volk und Reich an und befreiten und sicherten so ihre Heimat. Was die politischen Führer und allen voran der Vorkämpfer des slowakischen Volkes, Andrej Hlinka, intuitiv erschauten, das wird nun ex post von dem geruhsamen Erforscher und Darsteller der slowakischen Vergangenheit bestätigt. Ost- und Südost-Europa sind deutscher Lebens- und Schaffensraum; zu dieser Auffassung hat sich nun auch Fr. Hrušovský nach hilflosem Tasten und Suchen in seinem „Abriß der slowakischen Geschichte bis zum Jahre 1918" in dem polnischen Sammelband „Die Slowakei und die Slowaken" (Słowacja i Słowacy, 2 Bd., Krakau, 1937 und 1938, Bd. 2, S. 9, 20) durchgerungen. Deutsches Wissen, deutsches Denken und deutsche Dichtung halfen die slowakische Volklichkeit im Ablaufe des 19. Jahrhunderts wecken und formen, das Deutsche Reich förderte den schweren Freiheitskampf der Slowaken und half und hilft die endlich errungene Freiheit ausbauen und bewahren. Nur mit Deutschland, nicht gegen Deutschland werden das slowakische Volk und der slowakische Staat auch in Zukunft gedeihen, das ist eine der grundlegenden Wahrheiten, welche aus Fr. Hrušovskýs Überschau über die slowakische Geschichte erfließen.

Emil Neugeboren, Hermannstadt

Der madjarische Mensch

Volkstümliche Wohnweise und Tracht

Wie bei anderen heutigen Kulturvölkern, ist auch bei den Madjaren das Volkstümliche in Wohnweise und Tracht nur noch bei den Bauern zu finden. Hier aber hat es sich in kennzeichnender Weise erhalten. Die große ungarische Tiefebene ist heute wie in der ganzen Vergangenheit des madjarischen Volkes in Europa die eigentliche Heimat, der Boden, der dem Wesen des Madjaren am besten entspricht. Seit Urzeiten hat er sich immer in weiträumigen Steppen bewegt, von Weideplatz zu Weideplatz ziehend, mit seinen Reiterscharen erobernd vorwärtsstürmend, bis er im alten Pannonien die letzte große Ebene fand, die er besetzen konnte. Jahrhundertelang war dieses Tiefland auch noch Steppe,

bis vor etwa hundert Jahren der Ackerbau anfing, die Viehzucht zu überwiegen. Heute ist der weitaus größere Teil der Tiefebene in Ackerland umgewandelt, und die Flächen, die noch der Weide dienen, sind weitgehend eingeschränkt. Nur noch die große „Hortobagyer Pußta" bei der Stadt Debrezin, eine Gemeindeweide von etwa 25000 Hektar, ist noch echter historischer Ungarboden. Dort weiden noch die großen Herden von Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen, dort steht noch mitten in der schweigenden Einöde die einsame Csarda, das Pußtawirtshaus, dort walten der Pferdehirt (Csikos), der Rinderhirt (Gulyas), der Schweinehirt (Kanasz), der Schafhirt (Juhasz) ihres eintönigen, beschaulichen Amtes, dort klingt am Abend in langhingezogenen Tönen der Tarogato, eine Art Oboe von besonderer Länge, oder schluchzt und jauchzt die Fiedel des Zigeuners — mit einem Wort, dort ist es noch so, wie es vor hundert und tausend Jahren war. Die neue Zeit hat dieses Fleckchen Erde noch kaum berührt.
Auch die Dörfer und selbst die Städte in der Tiefebene tragen noch das alte Gepräge. Raum genug ist für Plätze und Straßen, und er wird auch in Anspruch genommen. Lang hingestreckt ziehen sich breite Straßen, von kleinen Häusern eingefaßt, hin und münden nach allen Seiten in die unendliche Ebene hinaus. Nur in der Mitte der Stadt, am Marktplatz, bei den Kirchen, stehen große stockhohe oder zweistöckige Häuser, Amtsgebäude, Schulen, Wohnungen besonders wohlhabender Bürger. Ein Dorf gleicht dem andern, auch die Städte unterscheiden sich kaum merklich von einander, dafür um so mehr von den Städten, die ihren Ursprung den Deutschen verdanken, im Westen und — wenn man an das frühere Ungarn denken will — im Süden, Norden und Osten. Die Hauptstadt Budapest gar ist eine moderne Großstadt, die in jedem anderen Lande liegen könnte, nur daß sie vor andern großen Städten den Vorzug einer herrlichen Lage am breiten Donaufluß hat, in dessen Wasserfläche sich Prachtbauten und am Abend die tausend und abertausend elektrischen Lampen der Ufer wunderbar spiegeln.
Das Bauernhaus in der Tiefebene hat noch recht primitive Bauart. Dort fehlt es ebenso an Holz wie an Steinen, daher wird das Haus des ärmeren Bauern aus gestampftem Lehm, luftgetrockneten Lehmziegeln oder in Schichten mit Spreu vermischtem Lehm aufgesetzt und mit Stroh oder Schilf gedeckt. Nur der wohlhabende Bauer kann sich auch Balken, gebrannte Ziegel und Steine beschaffen. In den gebirgigen Gegenden natürlich überwiegen Stein- und Holzhäuser. Ein eigenes Gepräge gibt dem ungarischen Haus der von Säulen getragene, sich zum mindesten an der Brustseite, oft aber auch an zwei oder drei Seiten hinziehende Vorbau, in altem Amtslatein auch heute noch „ambitus" genannt. Das Bauernhaus besteht, soweit es sich noch die alte Form erhalten hat, durchweg nur aus drei Räumen: in der Mitte der Flur mit der Küche, rechts und links davon die eigentliche, insbesondere im Winter auch als Arbeitsraum benutzte Wohnstube und die „gute Stube", die nur ausnahmsweise benutzt wird und besonders einem Gast vorbehalten ist.
Die Volkstracht hat sich auf dem Lande in Ungarn noch sehr gut erhalten, wenngleich insbesondere in der Nähe der großen Städte der Tiefebene und in ihnen selbst Einwirkungen der von Westen her kommenden Kleidertracht nicht ausgeblieben sind. Wo noch die alte Sitte herrscht, da ist die vorwiegende Farbe der Kleidung das Weiß der Leinwand. Das hängt wohl mit dem Klima, mit der großen Sommerhitze zusammen. Dieselbe natürliche Ursache hat auch bewirkt, daß die Kleider des madjarischen Bauern, des Mannes wie der Frau, außerordentlich weitfaltig sind. Weite Hemden und ebensolche Hosen werden vor allem in der Tiefebene getragen. Sonst aber sind für die Männer gerade die engen Hosen wenigstens als Sonntagstracht eigentümlich. Zu der Volkstracht gehören dann noch ebenfalls recht weite, ärmellose Mäntel aus Fell oder Filz, die mit bunter Seidenstickerei verziert sind. Berühmt ist die Bauerntracht der Gegend von Kalotaszeg, die jetzt nicht mehr zu Ungarn gehört. Sie bildet mit ihren satten Farben und höchst kunstvollen Stickereien das Entzücken jedes Fremden.
Der Hauptbestandteil der madjarischen

Frauentracht ist das Ärmelhemd aus feiner weißer Leinwand, das am Halse dicht und gleichmäßig gefältelt ist, so daß die Falten, breiter werdend, über Brust und Taille hinablaufen. Die Ärmel sind weit und werden durch eine Stickerei oder eine Spitze abgeschlossen. Über dem Hemd wird ein meist buntgenähtes, schwarzsamtenes Mieder getragen, über das ein leichtes Seidentuch vom Hals her kreuzweise gebunden wird. Der Rock ist weit und faltig, kurz und bunt. Zur weiblichen Tracht gehört auch eine Schürze, die in der Farbe dem Rock angepaßt ist. Die Fußbekleidung waren früher hohe schwarze oder rote Lederstiefel, die aber heute nur in wenigen Gegenden noch üblich sind. An ihre Stelle ist der Halbschuh getreten. Die Kopfbedeckung ist bei Frauen die Haube, bei jungen Mädchen ist nur die Stirn mit einem perlengestickten „Jungfernkranz", von dem farbige Bänder herabfallen, geschmückt.

Neben der Volkstracht hat sich aber als Festgewand der obersten sozialen Schicht des Adels und derer, die es ihm gleichtun wollen, auch noch eine sogenannte madjarische Gala für Männer erhalten: enge, dunkle Hosen aus feinstem Tuch oder Sammet, hohe glänzende Röhrenstiefel, reichverschnürte Röcke, Attila genannt, ein weiter umgehängter Sammetmantel, eine barettartige Kopfbedeckung mit Reiherfedern, die mittels wertvollen Agraffen befestigt sind, selbstverständlich der Krummsäbel an der Seite, dessen Griff mit Perlen und Halbedelsteinen besetzt ist — der Anblick einer in dieser Weise gekleideten Gesellschaft ist glänzend und in hohem Maße eindrucksvoll. Wir haben hier das Vorbild für die Offiziersgala auch anderer europäischer Völker. Man kann wohl sagen, daß hier die ganze Sinnenfreudigkeit, der Zug zur Romantik und die Prachtliebe und Lebenslust des madjarischen Volkscharakters in sichtbare Erscheinung treten.

Große Ungarn der Neuzeit

In ihren großen Männern verkörpern sich die Eigenschaften einer Nation, vor allem in solchen Persönlichkeiten, die in irgendeinem stärker bewegten und entscheidungswerten Abschnitt der nationalen Geschichte stehen. Die guten Eigenschaften gewinnen in ihnen deutlich hervortretende Gestalt, nicht minder aber auch ihre Fehler oder die Übertreibungen ihrer Tugenden. Auch die madjarische Nation hat solche Männer hervorgebracht, in deren Charakter sich die madjarische Volksseele treu widerspiegelt. Zuweilen traten diese Männer gewissermaßen paarweise auf, indem sie im Gegensatz zueinander die Widersprüche zur Anschauung brachten, die im Wesen des Volkes wirksam sind. Zuweilen gesellt sich zu ihnen auch noch ein dritter, der dann die Synthese dieser Gegensätze bildet.

Eine solche Trias haben wir in den drei Männern, mit deren Persönlichkeit ungefähr fünf Jahrzehnte der madjarischen Geschichte in der Mitte des 19. Jahrhunderts untrennbar verbunden sind: Graf Stefan Szechenyi, Ludwig Kossuth und Franz Deak. Sie standen sich dem Alter nach ziemlich nahe. Szechenyi war geboren 1792, Kossuth 1802 und Deak 1803. Die Haupttätigkeit der beiden Erstgenannten fällt in die Zeit bis zum Jahre des großen revolutionären Freiheitskampfes, während Deak die geschichtliche Höhe seines Lebens erst in den sechziger Jahren erreichte. Scharfe Gegensätze bestanden vor allem zwischen Szechenyi und Kossuth, auch zwischen Kossuth und Deak, doch gelangten sie hier weniger zur Geltung. Deak und Szechenyi kamen nicht dazu, miteinander in einen Kampf zu treten.

Graf Stefan Szechenyi

Graf Stefan Szechenyi, dessen geschichtlicher Name „der größte Ungar" bis auf den heutigen Tag anerkannt ist, entstammte der hochadligen Schicht seines Volkes. Die Szechenyis gehören zu den ältesten madjarischen Magnatenfamilien. Seine Jugend verlief durchaus in dem Rahmen, der einem madjarischen Grafensohn gezogen zu sein pflegte. Er begann als Reiteroffizier, focht als solcher auch in der Schlacht bei Leipzig mit. Dann folgte das flotte Leben des adligen Kavaliers im Frieden; ein wunderschöner Mann, der den Frauen die Köpfe verdrehte, von Wissen und Bildung nicht übermäßig beschwert. Während des Wiener Kongresses soll Talleyrand ausgerufen

haben: seinetwegen könnte man sich in die Unwissenheit verlieben. Wäre in ihm nicht der Funken schöpferischen Genies verborgen gewesen, so wäre sein Leben hingegangen wie das von Tausenden seiner Standesgenossen. Aber neben großen Gütern hatte er von seinem Vater auch Anlagen geerbt, die ihn schließlich über die Flachheit des Alltagslebens hinausführten, Anlagen, die freilich auch mit dem Keim der Krankheit behaftet waren.

Das Jahr 1825 ist der Wendepunkt im Leben Stefan Szechenyis geworden. Eine nicht verbürgte Legende erzählt, eine schöne Frau, die Gattin eines andern, der er auf Tod und Leben den Hof machte, habe ihn von sich auf das „arme verlassene Vaterland" abgelenkt. Im Jahre 1825 fand in Preßburg ein ungarischer Landtag statt. Szechenyi, der Klasse der „geborenen Gesetzgeber" angehörend, war selbstverständlich Mitglied. Es war von der madjarischen Sprache die Rede, die man nicht nur an die Stelle der bis dahin lateinischen Amtssprache setzen, sondern auch sonst pflegen und entwickeln müsse. Eine madjarische Akademie solle geschaffen werden — nur leider fehle das Geld hierzu. Da trat der junge Husarenoffizier hervor und hielt seine erste Rede. Sie war kurz, aber schlagend, sie enthielt nur die Mitteilung, daß er sein gesamtes Einkommen eines Jahres, 60000 Gulden, für die Gründung der Akademie hergeben wolle. Der Sturm der Begeisterung, der daraufhin entstand, regte auch noch weitere Spenden an: die Akademie war gegründet. Und Szechenyi gehörte von Stund an ganz seinem Volk und seinem Vaterlande an. Eine rastlose Tätigkeit als Anreger und Organisator, als Redner und Schriftsteller, als Arbeiter und Kämpfer begann für ihn. Aus seinem erschlossenen Genie quollen die Ideen in reicher Fülle. Nicht ruhig und systematisch, sondern sprunghaft, in geistreicher Zuspitzung, manchmal zu sehr auf überraschende Wirkung eingestellt, theatralisch und pathetisch, wie es dem Geschmack der Zeit und seiner Nation entsprach. Aber was seine Schriften von denen ähnlicher ideenreicher Männer unterschied, war, daß sie von ihm selbst sofort in Taten umgesetzt wurden, und daß er bei dieser Verwirklichung hochfliegender Gedanken als besonnener Realist vorging. Der leitende Gedanke seines ganzen Reformwerkes war der, daß Land und Volk auf wirtschaftlichem Wege gefördert und gehoben werden müssen. Er fing es praktisch an. Unter Ausnützung adliger Passionen führte er nach englischem Vorbild in Ungarn Pferderennen ein, daraus entwickelte sich auf dem Wege über Pferde- und allgemeine Tierzuchtvereine ein landwirtschaftlicher Verein. Dann kam sein erstes großes Buch: „Der Kredit" („Hitel"). Der Zweck dieses Buches war die Einführung der Kapitalwirtschaft an Stelle der noch immer in Ungarn ausschließlich herrschenden Naturalwirtschaft. Eines der Hauptmittel dazu war die Hebung des Verkehrs. Die Donaudampfschiffahrt hat Szechenyi im Großen gefördert. Der Eiserne Tor-Paß, der durch große Sprengungen und Regulierungsarbeiten die Durchfahrt der Schiffe bis zum Schwarzen Meer hin ermöglichte, ist sein Werk; eine Gedenktafel verewigt dort an der engsten Stelle des Donaudurchbruchs seinen Namen.

Den größten Ungarn nannte man ihn damals schon und war begeistert für seine Ideen. Zugleich aber erhob sich immer stärker auch der Widerstand gegen ihn. Denn seine Art, der Nation zu dienen, stimmte nicht überein mit der Zeitströmung. Szechenyi war kein Demokrat, sondern Aristokrat durch und durch. Er wollte alles für seine Nation tun, aber das Heil sollte ihr von oben her kommen, durch die geborenen Führer, für das Volk, nicht durch das Volk. Die demokratische Strömung sagte ihm nicht zu. Demagogie war ihm verhaßt, er sah nur die Fehler der neuen Bewegung und tadelte sie scharf und schonungslos. Und auch ein Zweites unterschied ihn von den Zeitgenossen, die unter dem Einfluß Kossuths standen. Er war Realpolitiker und wußte, daß man in Ungarn keine große wirtschaftliche Idee verwirklichen könne, wenn man die Wiener Regierung, die allmächtig über Ungarn herrschte, nicht dafür gewann. Daher hielt er es sogar mit dem Fürsten Metternich, dem verhaßten Unterdrücker Ungarns, der verkörperten Reaktion, gut und galt infolgedessen selbst als Reaktionär. Bei

Kirchgang in Valkó



seinesgleichen wieder war er mißliebig, denn er wollte einem alten Übel an die Wurzel, der Steuerfreiheit des Adels, einer Einrichtung, die mit der modernen Staatsauffassung schlechterdings unvereinbar war. Ein Symbol schuf er, indem er durchsetzte, daß auf der durch ihn angeregten und verwirklichten, heute noch als ein hervorragendes Werk der Technik und zugleich wegen ihrer Schönheit bewunderten Kettenbrücke zwischen Ofen und Pest, jeder, auch der Adlige, den Zoll entrichten mußte. Dazu kamen dann noch seine Eigenwilligkeit und Nervosität, die Schärfe seiner Polemik und eine merkwürdige Eifersucht auf jeden, der an der Durchführung seiner Ideen mithelfen wollte. Wir haben hier in Stefan Szechenyi Züge seines Volkstums: die Großzügigkeit seiner Reformideen, zugleich aber auch den Wirklichkeitssinn, der bei der Durchführung der Pläne mit allen Gegebenheiten rechnet. Das ist nicht ein allgemeiner Charakterzug des Madjaren, aber er findet sich doch immer wieder, bei einzelnen Persönlichkeiten und in den schaffenden und arbeitenden Volksschichten. Er steht im Widerspruch und im Kampfe mit der andern weit verbreiteten madjarischen Eigenschaft, der Neigung zu einer rasch verrauchenden Begeisterung und zu einer Illusionsfähigkeit, die die handgreiflichen Wirklichkeiten nicht sieht. In der stürmischen Zeit, in die Szechenyis Wirksamkeit fällt, wuchs der Gegensatz, dessen eine Seite sein Wesen bildete, zu solcher Höhe an, daß Szechenyis Seele darüber zerbrach.

(Fortsetzung folgt)

M. A. von Godin, München

Albanische Literatur

Die albanische Literatur war bis in die letzten Jahrzehnte weit überwiegend Volksliteratur, da während der Türkenherrschaft albanisch im Lande weder geschrieben noch gedruckt werden durfte.

Der Schatz reizvoller Volkslieder ist seit der Befreiung weitgehend gesammelt und herausgegeben worden. Es sind zarte Liebeslieder (besonders im katholischen Norden), Scherzlieder und Kampfgesänge. Die Taten albanischer Helden werden bis heute durch wandernde Barden gefeiert. Ihre Gesänge und Balladen verbreiten sich von Mund zu Mund rasch über das ganze

Land. Diese Gesänge zeichnen sich durch Kraft, Ursprünglichkeit und Lebendigkeit aus und spiegeln den Volkscharakter umfassend und getreu: seine Tapferkeit, sein hochentwickeltes Ehrbewußtsein, seine Mannentreue, Sippengefühl und Gastfreundschaft. Die Gabe der Improvisation, des improvisierten Wechselgesanges, ist vielen Albanern in höchstem Maße zu eigen. Der balladeske Heldengesang, die Totenklage der Frauen erheben sich vielfach zu hohem dichterischen Wert. Vielfältige Märchen und Sagen, darunter die bekannten Märchen des indogermanischen Kreises (Rotkäppchen, Schneewittchen u. s. f.) werden an den langen Winterabenden durch das ganze Land am Herdfeuer erzählt und von Jung und Alt gerne gehört. Der Reichtum an Sprichwörtern ist sehr groß.

Seit dem 19. Jahrhundert entwickelte sich die Kunstdichtung und wurde zunächst in den albanischen Zeitungen und Druckereien der albanischen patriotischen Emigration (vorzüglich in Bukarest und in den Vereinigten Staaten) veröffentlicht. Bahnbrechend war Naim bey Frasheri, der die würzige, ursprüngliche, formenreiche Sprache nach westeuropäischen Vorbildern zu Weichheit und Eleganz bändigte (Epopea e Skanderbeut, Gorbelaja, Vjeshta, Bagtija buquesije, Lulet e Veres, Ideali Shqiptarvet, Mesime, Kendime). Naim beys Bruder Sami bey veröffentlichte im Ausland die Grammatik der südalbanischen (toskischen) Mundart.

Alle albanischen Dichter der Jetztzeit überragt weit Gjergj Fishta, dessen prachtvolle „Llahuta e Malsis", ein die albanischen Heldentaten verherrlichender Epenkranz, von jedem Albaner gekannt und geliebt, an Kraft, Anschaulichkeit, an Unmittelbarkeit der Empfindung und des Ausdrucks überhaupt ihresgleichen sucht. Das Werk ist ein schlechthin vollendeter Spiegel nordalbanischen Volkstums und Lebens. Desselben Dichters „Gomari i Babatasit" ist eine köstliche Satire. „Mërrizi i Zanavet" und „Pikat e Veses" sind lyrische Dichtungen von hoher Qualität. Außer Fishta seien noch Bogdani, Midhat bey Frasheri (Lumo Skendo) und De Rada (aus den Albanersiedlungen Italiens) genannt.

Die vorzüglichen Übersetzungen von Faust und von Hermann und Dorothea schuf P. Shantoja, die Schillerübersetzungen zum Teil der eben genannte Midhat bey Frasheri. Webers Dreizehnlinden übersetzte formvollendet Vinzenz Prennushi, der auch als Schöpfer zarter lyrischer Gedichte zu nennen ist.

Fritz Naschold, Sarajevo

Bosnien – Treffpunkt dreier Kulturen

Stehen auch die politischen und wirtschaftlichen Erwägungen in Bosnien augenblicklich im Vordergrund, scheinen sie auch dem flüchtigen Beobachter alles andere zu überdecken, so liegt die Frage doch tiefer in der stammesmäßigen Zusammensetzung, in der Geschichte und eigenständigen Kultur Bosniens begründet.

Noch gilt nicht als entschieden, ob die Serben und Kroaten zwei verschiedene, jedoch verwandte Völker, oder zwei Stämme eines und desselben Volkes sind. Hier in Bosnien leben sie, räumlich nicht streng trennbar, zusammen. Außer dem Bekenntnis zum serbischen oder kroatischen Stamm ist fast das einzige sichere Kriterium die Religionszugehörigkeit. Kroaten sind die Katholiken, Serben die Pravoslawen. Den etwa 44% pravoslawischen Serben in Bosnien stehen rund 23% katholische Kroaten gegenüber. Dazu kommen etwas über 30% Muslimanen, die allerdings in den Städten mit 50% der Stadtbevölkerung vorherrschen. Wozu rechnen sich nun die Muslimanen? Sie betrachten sich jedenfalls nicht als Serben. Wie weit sie sich als einen Teil des kroatischen Volkes fühlen, ist schwer zu entscheiden. Aber wenn sie dies tun, dann empfinden sie doch stark, daß sie durch die historische Entwicklung, durch

besondere Eigenarten, durch die geographische Lage ihres Landes etwas Besonderes geworden sind, nämlich Bosniaken, und als solche einen eigenen Stamm bilden. Ja sie sind stolz genug, sich als die Südslawen zu bezeichnen, die sich am reinsten erhalten haben, und weisen mit Recht darauf hin, daß die serbo-kroatische Schriftsprache aus ihrer Heimat stammt. Stets haben sie, wenn nicht ihre politische, so doch ihre völkische, kulturelle und verwaltungsmäßige Selbständigkeit gewahrt, und auch zur Türkenzeit waren sie nicht die Unterdrückten, sondern die bosnischen Feudalen, zum Islam übergetreten, sind die Herren im Land geblieben. So fühlen sie sich auch heute berufen, in einem autonomen Bosnien die politische Führung zu übernehmen. Und bei den Kroaten Bosniens ist, wenn auch nicht dieses ausgesprochene Stammesgefühl der Muslimanen, doch ein starkes bosnisches Heimatsgefühl vorhanden, das sie mit den Muslimanen bis zu einem gewissen Grade in der Frage der Autonomie zusammenführt. Damit ständen aber, trotz mancher Gegensätze, den 44% Serben 55% Muslimanen und Kroaten gegenüber.

Auch in der Geschichte führte Bosnien stets ein Eigenleben. Kämpfe der bosnischen Herren untereinander, Kämpfe gegen die Macht- und Einigungsbestrebungen einiger bosnischer Bane und Könige, Kämpfe um das religiöse Bekenntnis, Kämpfe gegen die äußeren Feinde: Kämpfe und Blut zeichnen die Geschichte dieses heldenhaften Volkes aus. Als sich im Mittelalter ein kroatisches und serbisches Reich gebildet hatten, verstand Bosnien es stets, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren. Ja, als diese in Gefahr war unterzugehen, da riefen die Bosniaken den Türken ins Land, um unter türkischer Herrschaft und im Schutz des nun angenommenen muslimanischen Glaubens eine möglichst hohe Selbständigkeit sich zu sichern. Auch Österreich-Ungarn hatte nach der Okkupation den bosnischen Stammesbegriff aus politischen Gründen bewußt gepflegt, wodurch gerade auf der serbischen Seite eine verschärfte Ablehnung dieses Begriffes hervorgerufen wurde.

Gewiß, alle diese Gesichtspunkte: die politische Lage des Augenblicks, die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die geschichtliche Entwicklung und Tradition, die stammesmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung sind bei einer Beurteilung dieses Kraftfeldes Bosnien zu berücksichtigen. Aber hinter all diesen Erscheinungen hebt sich für den Betrachter, der nach den Zusammenhängen und nach Verständnis dieser oft verwirrenden Vielheit äußerer Gegensätzlichkeiten sucht, die grundlegende Tatsache der Verschiedenheit der Kulturen ab. Der Besucher Sarajevos, des natürlichen Mittelpunktes Bosniens, bewundert die unzähligen schlanken Minaretts, läßt sich in die alte pravoslawische Kirche führen, die irgendwie etwas vom Geist des Urchristentums haben mag, hört im Angesicht der katholischen Kathedrale, daß hier der Sitz eines Erzbischofs ist. Er streift durch die stillen Gäßchen der muslimanischen Viertel, in denen die Zeit stillzustehen scheint, und sieht sich unmittelbar darauf im Getriebe der Hauptstraße, in der sich schöne Geschäfte, riesige Bankhäuser, staatliche und wirtschaftliche Verwaltungsgebäude befinden. Fast unvermittelt stoßen hier verschiedene Welten aufeinander, die sich scheinbar mischen. Aber nur scheinbar; denn nur äußerlich verbindet diese Menschen die Aufgabe und Arbeit des Tages. Innerlich bestehen Scheidewände, die über politische Meinungsverschiedenheiten hinausgehen. Da lebt jeder gleichsam in einem streng abgezirkelten Kreis, gehört jeder einem anderen Kulturkreis an.

Drei Kulturkreise stoßen hier zusammen, entsprechend den drei Religionsgemeinschaften in Bosnien, entsprechend den drei Stämmen, die hier siedeln: der serbisch-orthodoxe, der kroatisch-katholische, der bosnisch-muslimanische. Es mag vielleicht erstaunen, daß zu der völkischen Bezeichnung jeweils die Religionszugehörigkeit tritt. Aber tatsächlich ist diese weithin bestimmend und tragend gewesen. Wie stark gerade auch das Serbentum, trotz einer gewissen religiösen Gleichgültigkeit mit der pravoslawischen Kirche verbunden ist, zeigten manche Vorgänge in der Gegenwart.

Wenn wir von serbischer Kultur sprechen, dürfen wir nicht in erster Linie an bedeutende schöpferische Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft denken, auch nicht an eine hohe Kulturstufe des serbischen Bürger- und Bauerntums in der Vergangenheit. Der hereinbrechende Türkensturm hatte alle die reichen Ansätze der mittelalterlichen serbischen Kultur vernichtet. Und unter der jahrhundertelangen Fremdherrschaft, in der die Serben in Altserbien wie in den bosnischen Gebieten das unterdrückte Volk, die Leibeigenen waren, konnten solche Leistungen überhaupt nicht entstehen. Die kulturelle Leistung des Serbentums diesseits und jenseits der Drina bestand darin: sie haben ihr Volkstum, ihre Eigenart, ihre Religion und Sprache treu durch die Jahrhunderte hindurch zu bewahren verstanden. Sie haben dafür gedarbt und entbehrt, sie haben geopfert und geblutet. Sie haben nie die Hoffnung aufgegeben auf Befreiung, auf die Errichtung eines neuen Serbiens, das alle Serben umfassen sollte. So erwuchs im Serbentum der großserbische Gedanke, der eine Befreiung und Einigung der Südslawen durch die Serben erhoffte. Daß das Serbentum trotz der langen Zeit der Knechtschaft sich halten konnte, das verdankte es in erster Linie seinem starken Volksbewußtsein, seiner Tradition und seiner Kirche, die die treueste Hüterin der Tradition war. Die alten Heldenlieder wurden von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben, der Mythus von Serbiens früherer Größe und seiner Auferstehung war heiliges Vermächtnis, das besonders die Kirche hochhielt. Die Popen, die Klöster sorgten für die Erhaltung der Religion, was zugleich Erhaltung der Rasse, der Sprache, der Sitten bedeutete. Aus ihren Reihen kamen die geistigen und oft auch die politischen Führer des Volkes. Diese Verbindung von Volkstum und Volkskirche bildete stets und bildet auch heute noch bei dem überwiegenden Teil des Serbentums den starken Rückhalt und den geistigen Lebensgrund. Dies gilt für die Serben im Vorkriegsserbien, gilt nicht weniger für die Serben in Bosnien. Diese fühlen sich ganz als Teil des Muttervolkes, betonen bewußt diesen Zusammenhang und wehren sich mit ganzer Kraft, daß die „Drina je wieder Grenze werde“. So stellen die bosnischen Serben einen in sich geschlossenen Kulturkreis dar, der fest in seinem Serbentum, in der serbischen Tradition, in den serbischen Sitten, in den serbischen politischen Idealen und in der pravoslawischen Kirche verankert ist.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Kroaten Bosniens, wenn auch nicht so ausgesprochen, da sich die alteingesessenen bosnischen Katholiken als Bosniaken fühlen, also mit den Muslimanen stammverwandt. Auch sie waren einst Leibeigene oder mindestens eine zu politischer und kultureller Bedeutungslosigkeit herabgedrückte Unterschicht. Ihren Halt, ihre Betreuung fanden sie bei der katholischen Kirche, vor allem durch die Arbeit der Franziskaner in Bosnien. Ihre Auffassungen, ihre Sitten, ihr Leben wurden durch die Glaubens- und Lebensformen der römisch-katholischen Kirche bestimmt. Während durch die pravoslawische Kirche ein starker byzantinischer Zug weiterlebte, schlug die katholische Kirche die Brücke zum Mittelmeer und zur mitteleuropäischen Kultur, von der das Serbentum ganz abgeschnitten war. Verstärkt wurden diese Einflüsse durch die Beziehungen zu Dalmatien, wo italienische Renaissance eine Blütezeit hervorrief, und zu Kroatien, das als Teil des Habsburgerstaates im Strahlungsfeld der deutschen Kultur lag und so die mitteleuropäische Geistesentwicklung mitgemacht hatte. Noch stärker als die politischen Beziehungen waren die kirchlichen und kulturellen Bindungen der bosnischen Kroaten zu dem kroatischen Mutterland. Und wie die Serben schufen sich die Kroaten in Bosnien ihre eigene Welt, die bestimmt war durch das politische, kulturelle und vor allem religiöse Denken und Empfinden des gesamten Kroatentums, wobei allerdings stärker als bei den Serben eine eigentümliche bosnische Färbung sich zeigte.

Die bosnischen Serben und Kroaten saßen meist auf den Dörfern, sind auch heute noch überwiegend im Bauerntum, während die Muslimanen die Großgrundbesitzer waren und eine städtische Oberschicht abgaben. So haben sie in erster Linie das

kulturelle Gesicht Bosniens herausgebildet. Daß diese Muslimanen reine Südslawen sind, die aus politischen und religiösen Gründen zum Islam übertraten, ist bekannt. Aber auch bei ihnen erwies sich die Religion, also der Islam, als gestaltende Kraft, die entscheidend ihre Lebenshaltung und ihre Sitten beeinflußte. Mit dem Islam und als Teil des türkischen Reiches war das muslimanische Bosnien allen Kultureinflüssen des muslimanischen Ostens geöffnet. Wenn es auch verstanden hatte, eine eigene Note herauszubilden — besonders gilt dies für die Architektur, das Kunsthandwerk und die tiefempfundene bosnische Liebeslyrik — so war Bosnien doch durchdrungen von einem starken orientalischen Kultureinfluß, was diesem Land, neben seinen Naturschönheiten, bis heute in den Augen der Fremden den eigentümlichen Reiz verleiht. Trotz aller Verbindung zum Orient und zur Pforte haben es die bosnischen Muslimanen stets verstanden, sich politisch eine weitgehende Selbständigkeit zu erhalten. Sie fühlen sich, völkisch wie politisch, auch heute noch als Bosniaken und sind stolz darauf. Ihr politisches Ideal war stets das autonome Bosnien, das sie früher beherrscht haben, in dem sie auch heute wieder die führende Rolle spielen möchten. Auch sie leben ganz in ihrem eigenen Kulturkreis, für den ihre alten politischen und kulturellen Traditionen, ihre ausgesprochene Heimatliebe, für den vor allem aber ihr religiöser Glaube die Grundlage abgibt. Wie stark gerade das Religiöse wirksam ist, zeigt sich in ihrer ganzen, durch den Koran bestimmten Lebensweise, die nur wenig Konzessionen gemacht hat, zeigt sich auch in einer Verschärfung der Ehebestimmungen in den letzten Monaten. Wie die pravoslawische, wie vor allem die katholische Kirche religiöse Mischehen mit allen Mitteln zu verhüten versucht, so verbietet auch die muslimanische Religion in Bosnien Ehen mit einem nicht-muslimanischen Eheteil. Damit ist aber, neben der politischen und kulturellen Absonderung, gerade auch durch die Religion ein fester Wall errichtet, der die einzelnen Kulturkreise in Bosnien eingrenzt und der ein Zusammenwachsen der Bevölkerung verhindert, die doch ganz dem südslawischen Volkstum angehört.

Wie stark diese historisch gewordenen drei Kulturkreise sich unterscheiden, ersieht man, wenn man die verschiedenen Strahlungsmittelpunkte des kulturellen und religiösen Einflusses in der Vergangenheit gegenüberstellt. Für die Kroaten war es das deutsche Wien und das päpstliche Rom, für die Serben das orthodoxe Byzanz, für die Muslimanen das muslimanisch-türkische Istanbul. Von der Gegenwart gesehen ist für die Serben das serbische Belgrad der Mittelpunkt, für die Kroaten das kroatische Agram, für die Muslimanen das bosnische Sarajevo.

Damit sind wir in der Gegenwart, in der die Fragen der Tagespolitik vorherrschen, die aber ohne Kenntnis des Gewordenen, ohne den Blick auf die kulturellen Hintergründe oft unverständlich bleiben. Wohl nirgends treten die inneren Probleme des Staates so offen zutage, wie gerade in Bosnien, in diesem „Jugoslawien im Kleinen", wo sich die kulturellen und politischen Kraftströme durchkreuzen.

Was in Jahrhunderten geworden ist, das läßt sich nicht mit einem Federstrich aus der Welt schaffen. Bei der Neueinteilung des jugoslawischen Staates im Jahre 1929 wurden auch Bosnien und die Herzegowina in vier neugeschaffene Verwaltungsbezirke aufgeteilt. Das Land Bosnien verschwand damit von der Landkarte; der Begriff Bosnien hatte aufgehört, ein politischer Begriff zu sein; statt des Wortes Bosnien tauchte in der Verwaltung des Staates das Wort „Drinska Banovina", der der Hauptteil Bosniens zugeteilt war, auf. Ein etwas kaltes, gefühlloses und unpersönliches Wort gegenüber dem klangvollen Bosnien, das von so viel Romantik und Tradition umwittert ist, das von den Bosniaken mit so viel Liebe und Stolz ausgesprochen wurde, für das so viel Blut im Laufe einer an Ereignissen reichen Geschichte geflossen ist. Und doch lebte das Wort, das offiziell gestrichen wurde, weiter. Nicht nur in der Erinnerung an eine alte ruhmvolle Vergangenheit, an eine eigenständige Kultur, sondern auch als politischer Begriff, gerade als solcher bewegt das Wort heute

die Gemüter der Einwohner des alten Bosniens mehr denn je.
Am 26. August 1939 kam der serbisch-kroatische Ausgleich zustande, der dem neugeschaffenen Kroatien die Selbstverwaltung brachte. Damit war aber auch die Frage nach dem grundsätzlichen Neubau des Staates in aller Form aufgeworfen und harrt nun ihrer Lösung.
Vier Möglichkeiten ergeben sich für Bosnien: 1.) ein autonomes Bosnien; 2.) Bosnien wird zu Serbien oder 3.) zu Kroatien geschlagen; schließlich 4.) Bosnien wird zwischen Serbien und Kroatien aufgeteilt. Für alle vier Möglichkeiten finden sich Anhänger; am meisten Wahrscheinlichkeit haben unter den augenblicklichen Verhältnissen die Autonomie oder der Kompromißvorschlag einer Teilung. Für die Autonomie treten in erster Linie die Muslimanen ein. Nicht geschlossen, aber doch in überwiegender Mehrheit lehnen die bosnischen Serben die Autonomie für Bosnien ab. Ihr Programm ist: Bosnien gehört zu Serbien. Eventuell würden sie sich mit der Kompromißlösung einer Teilung Bosniens, die teilweise im serbokroatischen Ausgleich schon durchgeführt wurde, abfinden. Die Haltung der Kroaten ist abwartend. Es ist schwer zu sagen, ob sie in ihrer Mehrheit für ein autonomes Bosnien oder für den Anschluß an Kroatien sind.
Diese Auseinandersetzung wird in erster Linie auf dem politischen Gebiet und mit politischen Erwägungen geführt. Daß daneben zur Stützung der verschiedenen Standpunkte auch geographische und wirtschaftliche Gründe herangezogen werden, ist selbstverständlich. Wie „in dem Haus Jugoslawien unter einem gemeinsamen Dach, mit gemeinsamen äußeren Mauern die einzelnen Zimmer eingerichtet werden", das wird die Zukunft bringen und ist Sache derer, die dieses Haus bewohnen. Daß es zu einem gerechten und möglichst alle befriedigenden Ausgleich zwischen den Belangen des Staates und den Wünschen der einzelnen Gruppen kommen möge, das wünschen wir Jugoslawien und den Südslawen.

Drei serbische Volkslieder

(Neuübersetzung von Katharina A. Jovanovits)

Es mag ein in der Literaturgeschichte vielleicht einzig dastehender Fall sein, daß die bedeutendste poetische Manifestation eines Volkes nicht vor allem in der Originalsprache in der Literatur auftritt, sondern daß auf ihr Vorhandensein erstmals durch eine Übersetzung hingewiesen wurde. Kein Geringerer als Goethe selbst war der Schatzgräber, der durch seine metrische Übersetzung des „Klaggesang von der edlen Frau des Asan-Aga" (1788), den Stein von dem Schatze der südslawischen Volkspoesie hob. Die Intuition des Poeten erahnte den Reichtum, der in der Volkspoesie der „Serben und Verwandten" verborgen lag, und ließ Goethe nach der ersten Kunde, die ihm davon durch des „Abbate Fortis Reisen" und durch die morlakischen Studien der Gräfin Orsini-Rosenberg geworden, unermüdlich nach Weiterem forschen. „Gar manches erhielt ich auf lebhafte Anfragen sodann von Gedichten sämtlicher slawischen Sprachen, jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir; weder einen Hauptbegriff konnt' ich fassen, noch die Abteilungen charakteristisch sondern", schreibt Goethe in seinen Aufsätzen über „Auswärtige Literatur und Volkspoesie". Und weiter: „Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mitteilung aus oben gemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niederen Kreise der Nation erhalten worden. — Alles dies wäre jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann, Wuk Stephan Karadschitsch, mit seiner Muttersprache — — frühzeitig vertraut ge-

worden wäre und ihre Volkspoesie lieb gewonnen hätte. Er benahm sich mit größtem Ernst in der Sache und gab 1814 in Wien eine serbische Grammatik an den Tag und zugleich serbische Volkslieder, hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer deutschen Übersetzung und auch jener Trauergesang fand sich nunmehr in einer Übersetzung vor . . .“ So erfolgte die erste Publikation einer Sammlung dieser Volkslieder durch Vuk Stephanović-Karadžić's „Srpska Pemarica“, „Serbisches Liederbuch“ in der Originalsprache, ein volles Vierteljahrhundert nach Goethes Übersetzung des Trauergesanges. Bände auf Bände folgten, und die Übersetzungen hielten Schritt mit den Originalpublikationen. Voran diejenigen Talvj's (Frl. v. Jakob), „ein Frauenzimmer von besonderen Eigenschaften und Talenten“, wie Goethe sie nennt. — Zu den begeisterten Freunden der südslawischen Poesie zählten auch Herder, Jakob Grimm, der sich um diese ganz besonders verdient gemacht; Wilhelm v. Humboldt, Brentano u. a. m., und alsbald wurden diese Lieder in allen literarischen und schöngeistigen Kreisen Deutschlands eifrigst gelesen und besprochen.

Heute, nach einem Jahrhundert, ist dieses gewaltige Gemeingut der Südslawen sorgsam gesammelt und gesichtet und bildet nicht nur einen unversiegbaren Born, an dem sich die nationale Poesie immer wieder erlaben und neubeleben wird; es stellt diese reiche Volksliteratur — Gesänge, Legenden, Erzählungen und Sprüche — ein literarisch, historisch und folkloristisch unerschöpfliches wissenschaftliches Material für Generationen dar.

Die „Serbischen Volkslieder“ werden in zwei Hauptgruppen[1]) eingeteilt: in eine lyrische und in eine epische. Die lyrischen Lieder werden „Frauenlieder“ benannt, die epischen Gesänge „Männer-“ oder „Heldenlieder“. Die Frauenlieder sind meist kurz gehalten, von verschiedenem Silbenmaß, 5—16silbig. Sie enthalten zum großen Teil Liebeslieder und auch sonst jegliche Art Lieder, religiöse und Gelegenheitslieder usw. — das ganze Volksleben spiegelt sich in ihnen. Die „Frauenlieder“ werden sowohl einzeln- als auch mehr- und vielstimmig gesungen.

Die „Heldenlieder“ enthalten nur wenige, 15—16silbige, „Bugarstice“ genannt. Sie dürften zu den ältesten zählen und bis in das XIV. Jahrhundert zurückreichen. Sie verschwanden allmählich und haben den zehnsilbigen — den Guslarenliedern — Platz gemacht. Diese sind sehr zahlreich und werden auch heute noch im Volke, jedoch ausschließlich von Männern, zu den Gusles gesungen, — man könnte sie die „gesungene Geschichte des Serbischen Volkes“ nennen. Sie werden in unhistorische und in historische Zyklen eingereiht. Die ersteren enthalten Balladen, Legenden, Märchenlieder, Sagen usw.

Die historischen Zyklen umfassen Ereignisse von Ende des XII. Jahrhunderts herwärts. Die ältesten Ereignisse sind jene im Nemanjiden-Zyklus enthaltenen, die Fürsten der Dynastie der Nemanjiden betreffend. Diesem ist das erste hier folgende Lied: „Der Tod des Zaren Stephan Dušan“ entnommen. — Zar Stephan Dušan, „der Mächtige“ (1331—1355), erweiterte das serbische Reich durch siegreiche Kämpfe und vereinigte Mazedonien, Bosnien und zum Teil Albanien mit dem Reich, das unter seiner Regierung die größte Ausdehnung und die Vorherrschaft auf dem Balkan erreichte. Dušans früher Tod bedeutete für das große, innerlich noch ungenügend gefestigte Feudalreich den Beginn des Zerfalls, da die unter sich uneinigen Fürsten und Wojwoden dem beginnenden Ansturm der Türken nicht standzuhalten vermochten. — In dem Liede zeichnet sich schon der Schatten der kommenden Ereignisse und der Katastrophe ab. Das zweite Lied: „Das Mädchen von Kossovo“, gehört dem zweiten, dem Kossovo-Zyklus an. Seiner erhabenen, klassischen Schönheit wegen, wurde dieses Lied des öfteren mit den Liedern Homers verglichen. Die poetische Gestalt des Mädchens, die nach der katastrophalen Türkenschlacht auf dem Felde von Kossovo den Verlobten suchend, die verwundeten Helden labt, ist zum Symbol geworden.

[1]) Teilweise nach Pavle Popović's „Übersicht der serbischen Literatur“.

Das kleine Lied: „Die Sünderin“, ist eines von den unzähligen, zarten Volksdichtungen aus den „Frauenliedern“.

Die Sünderin

Altes südslawisches Volkslied

(Aus den „Frauenliedern“)

Wehe Neda, schöne Neda!
Bleich liegt auf dem Krankenlager
sie schon seit drei langen Jahren,
kann nicht leben, kann nicht sterben,
nicht vom Lager sich erheben.
Müde ward die alte Mutter
sie zu hegen, sie zu pflegen,
und sie sprach zur bleichen Tochter:
„Sage, Neda, meine Tochter,
sag mir, welche schwere Sünde
auf dir lastet, daß du also
daran krankst drei lange Jahre?
Mögest du dich doch erheben,
ich dafür ins Grab mich legen.“
Darauf Neda zu der Mutter:
„Welcher Mensch hätt' keine Sünden?
Ich hab', Mutter, jung gesündigt,
war noch jung und noch gar töricht,
liebte einen jungen Hirten,
doch er ließ mich treulos stehen
und ging eine andre freien.
Da, in meinem Schmerze legte
Feuer ich an seinem Stalle,
wo die jungen Lämmlein wintern.
Und dreihundert junge Lämmlein
mußten ihren Tod dort finden.
Als dreihundert Mütter kamen
wehvoll blökend, wehvoll klagend,
fühlt' der Herr im Himmel Mitleid,
selbst die Sonne mußte weinen,
auch das milde Mondlicht klagte
und die hellen Sterne bebten.
Da, zu jener Stunde, Mutter,
hat mich dieses Weh befallen.“

Zar Stefan Dusans Tod

(Serbisches Volkslied, aus den „Heldenliedern“)

Schwer erkrankt lag Stefan, Zar der Serben,
lag zu Prizren, dem lieblichen Orte,
sterbenskrank darnieder, nah dem Tode.
Als Roxana dessen inne wurde,
griff die Zarin männlich zu der Feder
und schrieb eilends drei — vier Briefe nieder,
sandte diese aus nach allen Seiten,
allumher im großen Zarenreiche:
„Höret, all ihr Großen unsres Reiches:
Schwer erkrankt ist Stefan, Zar der Serben,
schwer erkrankt liegt er, dem Tode nahe.
Darum kommt und eilt herbei nach Prizren,
auf daß Ihr den Zar noch lebend findet,
und Ihr sein Vermächtnis möget hören,
wem der Zar sein Reich will anvertrauen.“
Nachdem also die Briefe verflogen
und die Fürsten alle es vernommen,
eilt', so schnell er nur vermocht, ein jeder,
eilte nach dem kaiserlichen Prizren,
zu dem mächt'gen Serbenkaiser Stefan,
und sie fanden noch den Zar am Leben.
Alle standen nun um ihn versammelt, —
Vukašin naht sachte sich dem Lager,
hebt den Kaiser aus den seidnen Kissen,
birgt dess' Haupt in seine seid'gen Arme,
darauf seine Tränen niederfließen.
Müde hebt Zar Stefan seine Lider
und blickt auf die Herren in der Runde,
sieht sie alle an und spricht die Worte:
„Mein Gevatter, Vukašin, o König!
All mein Reich vertrau ich dir zum Pfande,
dir zum Pfande all' meine Wojwoden
allumher in meinem weiten Reiche,
und zum Pfand sei dir mein Söhnlein Uroš,
in der Wiege, von kaum vierzehn Tagen.
Herrsche, mein Gevatter, sieben Jahre,
gib das Reich im achten meinem Sohne.“
Doch dem Zaren Vukašin erwidert:
„Mein Gevatter Stefan, Zar der Serben!
Ich taug nicht zu deinem Reichsverweser,
und ich kann dein Reich nicht übernehmen.
Ich hab' einen Sohn voll Eigenwillen,
Marko, meinen königlichen Sprossen;
wo er hingeht, nach niemandem fragt er;
wo er hinsitzt, huldigt er dem Weine;
wo er was beginnt, gibt's Streit und Händel.“
Doch es sprach zu Vukašin der Kaiser:
„Mein Gevatter, Vukašin, o König!
Hab' in meinem Reiche die Wojwoden
ich vermocht' in Zucht und Zaum zu halten,
und du kannst nicht den, den du geboren?
Doch es sei mein Kaiserreich zum Pfand dir
und zum Pfande all meine Wojwoden
allumher in meinem weiten Reiche.
Und ein Pfand sei dir mein Söhnlein Uroš,
in der Wiege, von kaum vierzehn Tagen.
Herrsche, mein Gevatter, sieben Jahre,
gib das Reich im achten meinem Sohne.“
Also sprach der Serbenkaiser Stefan,

also sprach er, mit dem Tode ringend,
haucht' die Worte leis' und mühsam, hauchte
mit den Worten aus die leichte Seele.

Das Mädchen von Kossovo

Es hat früh sich das Kossovo-Mädchen
vor der Sonne am Sonntag erhoben,
aufgeschürzt hat sie die weißen Ärmel
bis zu ihren weißen Ellenbogen;
auf den Schultern trägt sie weiße Brote
und zwei goldne Krüge in den Händen.
In dem einen hat sie kühles Wasser,
rosigroten Wein trägt sie im andern.
Also geht sie auf's Feld von Kossovo,
wandelt auf dem Schlachtfeld, auf dem weiten,
auf dem Schlachtfeld des hochedlen Fürsten,
wo die Helden sie im Blute wendet.
Jedem, den sie noch am Leben findet,
netzt das Antlitz sie mit kühlem Wasser,
labt ihn mit dem rosigroten Weine
und speist mit dem Brot ihn, mit dem weißen.
Und es lenkt der Zufall ihre Schritte
zu dem Helden, zu Orlović Pavle,
zu des Fürsten jungem Bannerträger,
und auch ihn findet sie noch am Leben.
Er hat seinen rechten Arm verloren,
und der linke Fuß fehlt bis ans Knie ihm,
seine schlanken Rippen sind zerbrochen,
sichtbar wurde die entblößte Lunge.
Auch ihn rückt sie aus dem vielen Blute,
netzt sein Antlitz mit dem kühlen Wasser,
labt ihn mit dem rosigroten Weine
und speist mit dem Brot ihn, mit dem weißen.
Als des Helden Herz sich neu belebte,
sprach Orlović Pavle zu dem Mädchen:
„Liebe Schwester, Mädchen von Kossovo,
welches große Ungemach bewegt dich,
hier im Blute die Helden zu wenden?
Wen suchst, Mädchen, du hier auf dem Schlacht-
Einen Bruder oder einen Vetter [feld?
oder deinen, durch die Sünde, Vater?"
Ihm erwidert das Kossovo-Mädchen:
„Lieber Bruder, ungekannter Krieger,
ich such' niemanden mir Anverwandten,
weder meinen Bruder noch den Vetter,
auch nicht meinen, durch die Sünde, Vater.
Doch weißt du's noch, ungekannter Krieger,
wie Zar Lazar allen seinen Truppen
das heilige Abendmahl ließ spenden?
Durch drei Wochen reichten dreißig Mönche
es dem Heer, bis alle es empfingen,
dann erst nahten sich dem Kelch die Führer.
Der Wojwode Miloš war der erste,
und Kosančić Ivan kam als zweiter,
und der Dritte war Toplica Milan.
Ich stand damals an der Kirche Pforten,
als einherschritt der Wojwode Miloš,
der herrlichsten einer auf der Erde!
Läßt den Säbel auf dem Pflaster schleifen,
Federnschmuck trägt er auf seidner Mütze,
den gestickten Mantel um die Schultern,
um den Hals ein seidnes Tuch geschwungen,
und er sieht mich an, da er sich wendet,
nimmt den Seidenmantel von den Schultern,
und er reicht ihn mir mit diesen Worten:
„Nimm hier diesen Seidenmantel, Mädchen,
möge er dich immer an mich mahnen
und du meines Namens dann gedenken:
denn ich geh' dem Tod entgegen, Seele,
auf dem Felde des hochedlen Fürsten,
bitte Gott, du meine liebe Seele,
daß ich heil dir von der Walstatt kehre
und dann auch für dich das Glück erblühe,
denn ich frei dich dann für meinen Milan,
dich für Milan, meinen Gottesbruder,
der in Gott mich zum Bruder erkoren,
dann, bei Gott und bei St. Johanns Namen,
will ich Pate sein dir bei der Hochzeit."
Dem Wojwoden folgt Kosančić Ivan,
der herrlichsten einer hier auf Erden!
Läßt den Säbel auf dem Pflaster schleifen,
Federnschmuck trägt er auf seidner Mütze,
den gestickten Mantel auf den Schultern,
um den Hals ein seidnes Tuch geschwungen,
an der Hand glänzt ihm ein goldner Reifen,
und er blickt mich an, da er sich wendet,
zieht den goldnen Reifen von dem Finger:
zieht ihn ab, und mir ihn überreichend,
spricht er: „Nimm hier diesen Goldreif, Mädchen,
möge er dich immer an mich mahnen
und du meines Namens dann gedenken,
denn ich geh' dem Tod entgegen, Seele,
auf dem Felde des hochedlen Fürsten,
bitte Gott, du meine liebe Seele,
daß ich heil dir von der Walstatt kehre,
daß dann auch für dich das Glück erblühe,
denn ich frei' dich dann für meinen Milan,
dich für Milan, meinen Gottesbruder,
der zum Bruder mich in Gott erkoren,
dann, bei Gott und bei St. Johanns Namen,
will ich dich an deinem Hochzeitstage
als Brautführer zum Altar geleiten."
Diesem folgte dann Toplica Milan,
der herrlichsten einer hier auf Erden!

Läßt den Säbel auf dem Pflaster schleifen,
Federnschmuck trägt er auf seidner Mütze,
den gestickten Mantel auf den Schultern,
um den Hals ein seidnes Tuch geschwungen,
einen goldnen Schleier in den Händen,
und er blickt mich an, da er sich wendet:
nimmt dann aus der Hand den goldnen Schleier,
und er reicht ihn mir mit diesen Worten:
„Nimm hier diesen goldnen Schleier, Mädchen,
möge er dich immer an mich mahnen
und du meines Namens stets gedenken:
denn ich geh' dem Tod entgegen, Seele,
auf dem Felde des hochedlen Fürsten.
Bitte Gott, du meine liebe Seele,
daß ich heil dir von der Walstatt kehre,
dir, du meine Seele, Glück erblühe,
denn ich nehm' dich dann zur lieben Gattin." —
Und es zogen fort die drei Wojwoden — — —
Diese such' ich heute auf dem Schlachtfeld.
Doch es sprach zu ihr Orlović Pavle:

„Liebe Schwester, Mädchen von Kossovo,
siehst du, Seele, dort die vielen Lanzen?
Wo am dichtesten die längsten liegen,
dort ist so viel Heldenblut geflossen,
daß es einem Streitroß fast zum Bügel,
ja fast an die Zügel möchte reichen,
einem Helden bis zum Seidengürtel.
Dort sind, Mädchen, alle drei gefallen.
Doch nun gehe, meine liebe Seele,
nicht befleck' mit Blut dir Rock und Ärmel!
Kehr' zurück zu deinem weißen Schlosse."
Als das Mädchen die Worte vernommen,
netzten Tränen ihr das weiße Antlitz,
und sie ging zurück zu ihrem Schlosse,
und ein Wehruf drang aus ihrem Halse:
„Weh' mir Armen! Hab' kein Glück im Leben!
Sucht' ich Halt an einer grünen Fichte,
selbst die grüne Fichte tät verdorren."

(Aus dem Serbokroat. übertr. v. K. A. Jovanovits)

Angel Karalijtschew

Der blinde Peter Deljan

(Aus dem Band Vichruschka: Erzählungen, Sagen, Legenden)

Im September des Jahres 1041 befahl der Kaiser der Romäer, Basilius II., genannt der Bulgarentöter, seinen Henkern, 15000 gefangenen Kriegern Samuils die Augen auszustechen. Es war Herbst, und der Bergahorn von Belasitza färbte sich gelb. Ein endloser Zug von Blinden machte sich auf den Weg zum Lager Zar Samuils. Schaurig klafften die dunklen Löcher unter der Stirne der Bulgaren, die das hohe trokkene Farrenkraut niedertraten, stolperten und hinfielen. Zar Samuil trat aus seinem Zelt, um seine Krieger zu begrüßen, aber als er sie erblickte, da kniete das Schicksal nieder, spannte seinen Bogen, schoß einen vergifteten Pfeil ab und durchbohrte sein mannhaftes Herz. Der große Zar Samuil schwankte und fiel nieder auf das trockene Gras vor seinem Zelt. Sein Streitroß begann die Erde mit dem Vorderfuß aufzuscharren und zu wiehern. Über die weißen Hügel strich der blaue Schatten eines Engels hin. Nach zwei Tagen gruben die Bulgaren ein Grab vor dem Altar der Kirche des heiligen Achilles zu Prespa und bestatteten dort den Zaren und Krieger, der vor Gram verschieden war.

Ganze vier Jahre zerstörten die Romäer die Türme am Wardar und die Festungen an der Struma. Als der weißhaarige Greis Krakra endlich die Schlüssel von Pernik ausgeliefert hatte, kehrte der Bulgarentöter zurück und zog im Triumph in Byzanz ein. Hinter ihm gingen die Gefangenen: das ganze Zarengeschlecht, die bulgarischen Bojaren und Heerführer, jene, die ihr Haupt nicht unter das Joch der Romäer hatten beugen wollen. An diesem für die Bulgaren so traurigen Tage schritt unter den gefesselten Sklaven mit hoch erhobenem Haupte ein 17jähriger Jüngling mit schwarzen, flammenden Augen und der tiefen Spur einer vernarbten Wunde an der linken Wange. Es war Peter Deljan, der Enkel Samuils, Gabriel Romans Sohn. Basilius verteilte die Sklaven unter seine Großen. Den Jungen gab er die Mädchen, in deren Adern Zarenblut strömte, die Älteren überschüttete er mit der Habe, die in den Festungen und Palästen zusammen-



Fastnacht in einem bulgarischen Dorfe
Aufn.: V. Katzeff

geraubt war. Peter Deljan geriet an einen Kaufmann, der viele Schiffe in den Gewässern des Goldenen Horns besaß. Vom Goldenen Horn reiste der junge Sklave zu Schiff nach Ragusa, Genua und Venedig, um dort Wachs und Felle auszuladen und kostbare Glaserzeugnisse, Seide und Silber einzunehmen. Zwanzig Jahre fuhr Peter Deljan an den Küsten der freien Städte hin, und in seinen Ohren verstummte das Klirren der Sklavenketten seiner Heimat nicht. Als das Schiff einmal nahe der steinernen Mauer von Ragusa vor Anker ging, stürzte sich der Enkel Samuils unerwartet ins Meer und schwamm eilig dem Ufer zu. Als die Romäer begriffen, daß ihr Sklave am Entfliehen war, spannten sie ihre Bogen und schossen ein Dutzend Pfeile hinter ihm her, trafen ihn aber nicht. Peter Deljan stieg ans Ufer und verbarg sich in den Weinbergen von Ragusa.

So hatte Zar Samuil die Steuern eingesammelt: von jedem Bulgaren, der ein Gespann Ochsen hatte, nahm er einen Scheffel Korn, einen Scheffel Hirse und einen Krug Wein. Basilius' Nachfolger verlangten von ihren Unterworfenen Geld und begannen, die Äcker, das Vieh und die Gerätschaften der Schuldner zu verkaufen. Da flammte der Brand des ersten Aufstandes empor.

Der Engel der Freiheit erhob sich eines Morgens und ließ sich nieder auf den Zinnen der Feste von Belgrad. Seine blauen Schwingen waren herabgelassen, und die Sonne küßte ihn auf die Stirn. Peter Deljan führte die Scharen der Befreier nach Süden, und der Engel der Freiheit entbreitete seine Schwingen und flog vor den Kriegern her.

In einem Tal nahe bei Skoplje trafen sich die Aufständischen, die von Norden kamen, und die Empörer von Dratsch, an ihrer Spitze der Bojar Tichomir, ein mit großer Weisheit und Tapferkeit ausgezeichneter Mann. Peter Deljan meinte, die Krone würde sich am besten auf seinem eigenen Haupte ausnehmen; er erhob sich und hielt eine kurze Rede:

„Krieger, bulgarische Brüder! Wenn ihr glaubt, daß ich der Enkel des Zaren Samuil bin, so wählt mich zum Zaren und beseitigt Tichomir. Wenn ihr es nicht glaubt, so setzt die Krone Bulgariens auf Tichomirs Haupt und verjagt mich; denn wie es unmöglich ist, daß zwei Vögel zur gleichen Zeit in einem Neste brüten, so können auch nicht zwei Zaren zur selben Zeit über ein Volk herrschen."

Unruhe erhob sich unter den bewaffneten Männern. Peter Deljans Leute schwangen

ihre schweren Schwerter in der Luft und begannen zu rufen:

„Wir wollen Tichomir nicht! Wir wollen den Enkel Samuils, des Krieger-Zaren, der vor Gram über seine geblendeten Krieger starb!“

Tichomir war ein milder Mann mit blondem Bart und blauen slawischen Augen. Er war für die Freiheit seines Volkes ausgezogen und wollte keine Krone. Er war bereit, sogleich die Zeichen der Zarenwürde abzulegen, mit denen ihn seine Gefährten bekleidet hatten, wenn ihm nur Schwert und Lanze blieben — ihr kennt Tichomir nicht, er wird sich wie ein einfacher Krieger für die Freiheit seiner Heimat schlagen.

Er trat auf einen Stein und gab ein Zeichen, daß er reden wolle:

„Hört! Hört! Tichomir will sprechen!“

„Wir wollen ihn nicht hören! Er denkt nur an die Krone Zar Samuils. Tichomir, Zar Samuils Krone ist zu groß für deinen Kopf! Sieh dich vor, daß sie dich nicht zudeckt wie eine Glocke!“

Die Stimmen schwollen an. Das Tal erdröhnte. Die sonnengebräunten Männer hoben die Waffen auf: Bogen, Schwerter, Streitkolben, Lanzen, Hacken und Kriegsäxte. Unerwartet schwirrte mitten aus dem Getümmel ein Stein hervor und schlug an den silbernen Schild Tichomirs, der seine unruhigen Brüder bekümmert ansah.

„Bulgaren, was tut ihr?“ erscholl eine tönende Stimme und erlosch im Geprassel eines Hagels von Steinen. Tichomir fiel auf sein Gesicht nieder. Ein unheilvoller Steinhaufen türmte sich über dem unschuldigen Mann. Die Aufrührer von Dratsch liefen nach allen Seiten auseinander, das starke Heer schmolz zusammen.

Der Engel der Freiheit deckte seine Augen mit beiden Händen. So stand er auf den trockenen Ast eines Baumes gestützt, vom Donner getroffen. Schwer hingen seine Schwingen herab, als seien sie mit kochendem Wasser verbrüht. Seine bloßen Füße zitterten.

Peter Deljan setzte sich die Krone aufs Haupt und zog davon, mit den Romäern zu kämpfen. Aber Gott, der seine Rechte von den Bulgaren abgezogen hatte, führte in Peter Deljans Lager einen von seinem Volke Abtrünnigen mit Namen Alusian, einen Sohn des alten Zaren Iwan Wladislaw. Der wechselte hinüber zu den Reihen der Bulgaren, um sein Volk zu verraten. Eines Abends lud der Verräter Peter Deljan in sein Zelt, machte ihn trunken mit Wein, bis er alles und sich selbst vergaß, stach ihm die Augen aus und entwich zu den Romäern. Ein blinder Mann zog vor den Aufrührern her. Kann ein Blinder sein Volk zum Lichte führen?

Nachdem irgendwo bei Saloniki der Lärm der letzten Schlacht zwischen den Bulgaren und Romäern verhallt war, breitete der Engel der Freiheit seine Schwingen aus und flog davon. Für 150 Jahre verschwand der Engel der Freiheit, nur von Zeit zu Zeit erschien er jungen Herzen in ihren fiebernden Traumgesichten.

Der Kaiser der Romäer führte den blinden aufrührerischen Zaren, den geschlagenen Heerführer Manuil Iwatz, die Führer des Aufstandes und alle ihre Frauen und Töchter fort. Durch die Straßen von Byzanz schritt als erster hinter dem vergoldeten kaiserlichen Wagen mit gesenktem Haupt und abgeschnittener Nase Peter Deljan. Die Menge begann, den trotzigen Sklaven mit Steinen zu bewerfen. Als der erste Stein traf, gedachte der Blinde des Endes Tichomirs, und langsam tropften aus seinen leeren Augenhöhlen Tränen.

(Aus dem Bulgar. übertr. von Heinr. Stammler)

Angel Karalijtschew. Der im Jahre 1902 zu Tirnowo geborene Dichter und Schriftsteller Angel Karalijtschew zeichnet sich vor allem durch seine Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung aus, die mit einfachen und knappen Sprachmitteln vieles erreicht, sehr oft in glücklicher Weise den Volkston trifft, vor Realismen durchaus nicht zurückschreckt und sich auch gelegentlich, wenn es angebracht ist, vor einem Ausbruch echter Gefühlswärme und leidenschaftlichen Bekenntnisses, besonders zu seiner Heimat, nicht scheut.

Erzählungen aus dem Volksleben, Skizzen und Studien über die bulgarische Landschaft, die oft wie kostbare, in warmen und doch zarten Farben gehaltene Aquarelle wirken, liegen aus seiner Feder vor. Besonders bemerkenswert ist er dadurch, daß er einer der wenigen bulgarischen Dichter ist, die

ein wirklich lebendiges Gefühl für ihre historische und religiöse Überlieferung besitzen, ein tieferes Wissen um die Quellen, aus denen auch noch heute das bulgarische Leben gespeist wird. Ausgedehnte Kenntnisse und weite Reisen haben ihn zu dieser Auffassung befähigt.
Zur Zeit ist Karalijtschew als Schriftleiter an der Zeitschrift „Kooperativna Prosveta" tätig. (H. St.)

Ioan Al. Bratescu-Voineşti

Die Mikrobe

Vier Schreiber saßen in der Kanzlei der Staatsanwaltschaft, und zwar drei Gymnasialabiturienten und ein Nichtabiturient. Jene hießen Lipescu, den die andern den Nabob nannten, weil er in recht auskömmlichen Verhältnissen lebte, Tomaidi, den sie als „Griechlein" bezeichneten, und Ionescu, den sie, weil er eine schöne Stimme besaß, „Musikus" getauft hatten. Iorgu Popescu aber, der einzige ohne abgeschlossene Gymnasialbildung, war von ihnen „die Mikrobe" zubenannt worden. Letzterem hatte seine gelbe Gesichtsfarbe von seiten Tomaidis zuerst den Spitznamen „Kürbisblüte" eingetragen; seine Kleinheit und Häßlichkeit aber hatten den Nabob eines Tages veranlaßt, ihn „Mikrobe" zu nennen, und weil diese Bezeichnung einmal äußerlich wirklich zutraf, dann aber auch neuer war, war sie an ihm haften geblieben. Zuzugeben war, daß der Nabob im Erfinden von Spitznamen Begabung bewies; für Iorgu Popescu jedenfalls, verbogen und verboten, wie er aussah, hätte sich kein besserer ersinnen lassen.
Der Musikus, der sich gern auf den Lateiner ausspielte und behauptete, in Iorgu Popescus Augen ein wehmütig trübseliges Leuchten entdeckt zu haben, hatte gelegentlich den Vorschlag gemacht, die Bezeichnung zu „Microbus melancholicus" zu erweitern; der Antrag war aber, auf Betreiben des Nabobs, der sich seine Urheberrechte nicht durch fremde Mitarbeit hatte schmälern lassen wollen, durchgefallen.
Das Alter der Mikrobe war für die drei Rechtsbeflissenen allerdings ein Gegenstand beständigen Streites.
Tomaidi verfocht im Hinblick auf den Mangel an einem Schnurrbart, auf die körperliche Kümmerlichkeit und die hohe Stimme die Ansicht, daß sie höchstens fünfzehn Jahre alt sei; das Mißverhältnis zwischen Kopf und Leib, die Runzeln auf der Stirn und um die Augen, ihre Verdrossenheit und namentlich die in ihrem ganzen Wesen sichtbare Müdigkeit veranlaßten jedoch den Nabob und den Musikus, dafür einzutreten, sie müsse mindestens dreißig Jahre alt sein.
Zwar war die Mikrobe um neun Uhr früh im Amt und ging erst um sechs Uhr nachmittags weg, während die andern um elf kamen und um drei gingen; zwar schaffte sie mehr und arbeitete besser als diese; zwar wären die Kanzleiarbeiten ohne ihre Mitwirkung einfach im Rückstand geblieben. Aber alle solche Erwägungen waren nicht ausschlaggebend genug, um sie vor der Spottlust der Amtsgenossen, die ihren Spaß haben wollten, zu schützen.
Außerdem waren ihre „Foppereien" so erheiternd, daß nicht einmal der Kanzleivorstand es über sich gewann, sich die Teilnahme an dieser Belustigung zu versagen.
Wie hätte er sich auch enthalten können mitzulachen, wenn er die Mikrobe voll Verzweiflung in allen Taschen, unterm Tisch, unter den Aktenmappen nach dem Schlüssel zur Schublade kramen sah, in die sie ihr Frühstück, ein Stück Brot und etwas Wurst, verstaut hatte? Weil sie sich genierte zu bekennen, was sie in der Schublade hatte, mochte sie nicht verraten, was sie eigentlich suche, so sehr sie der Nabob, der den Schlüssel in der Tasche hatte, auch drängte. So mußte sie denn immer nachfrühstücken, wenn nämlich der Musikus, der ihr beim Suchen zur Hand ging, den Schlüssel wie ganz zufällig unter den

Schriftstücken entdeckte, die auf dem Tisch herumlagen.
— Wenn Sie 'n Esel sind und nicht suchen können!
Oder wie hätten sie nicht lachen sollen, als die Mikrobe das Rauchen aufgab und die andern ihr Rauchwolken zubliesen, daß ihr das Wasser im Munde zusammenlief und ihr „schwindlig wurde", wie sie behauptete, wenn sie die andern ersuchte, sie doch in Ruhe zu lassen? Am schönsten aber war's, wenn sie Geld vom Finanzministerium geholt hatte und damit ankam. Sie wollten sich krank lachen, wenn sie sie, wie gehetzt, als sei jemand hinter ihr her, zur Tür hereinkommen, das Pack Banknoten krampfhaft fest in der Rechten halten und die Linke auf die Tasche pressen sahen, in der das Silber stak.
Tomaidi konnte ihr wunderbar nachmachen, so daß Musikus bei jeder Gelegenheit animierte:
— Tomaidi, spiel die Mikrobe, wie sie vom Ministerium zurückkommt.
Dann nimmt Tomaidi seinen Hut und entschuldigt sich zunächst, daß „sein Anzug und sein Hut nicht entfernt so ehrwürdig alt aussähen wie Anzug und Hut der Mikrobe". Darauf reißt er geräuschvoll die Tür auf und stürzt wie gehetzt, als sei ihm jemand auf den Fersen, herein, in der Rechten krampfhaft ein Pack Papierblätter haltend und die Linke auf die Hosentasche pressend. So strauchelt er bis hin zum Tische des Kanzleivorstehers, legt die Papierblätter drauf, kramt das Metallgeld aus der Tasche, dabei beständig nach rechts lauschend und zitternd. Dann fängt er an zu zählen, verzählt sich, fängt von frischem an, verzählt sich wieder, wendet sich, weil ihm der Hut herunterfällt, hastig nach rechts, als fürchte er, es wolle ihn einer überfallen, und wird wütend, daß ihm eine Banknote fehlt, die er schließlich unter einer Aktenmappe entdeckt.
— Bravo, bravo, Tomaidi; ganz ausgezeichnet!
Tomaidi aber, um der Vorstellung einen Abschluß zu geben, mimt nun noch Lipescu. Er tut so, als empfinge dieser aus der Hand der Mikrobe vier Geldscheine, die er vorsichtig mit zwei Fingern an einer Ecke anfaßt, erst abpustet und dann noch mit einem Schneller des Mittelfingers verächtlich abstaubt.
— Bravo, Tomaidi, großartig!
Man braucht sich über das Verhältnis der drei Schreiber mit Gymnasialbildung zu ihrem Amtsgenossen durchaus nicht weiter zu verwundern. Ganz ähnliche Wahrnehmungen kann man zum Beispiel auch bei Hunden machen. Der kleinste Köter kann unbehindert seines Weges gehen, wenn er klug genug ist, es unbekümmert frech zu tun; sobald er aber demütig auftritt, an der Mauer entlang schleicht und unbemerkt vorbeizukommen sucht, wird er gepackt und bis aufs Blut hin und hergerissen. Wenn sogar Hunde sich so mit den Schwachen ihrer Art benehmen, wie hätten sich unsere drei jungen Leute, die bloß Menschen und noch dazu Gymnasialabiturienten waren, anders gegen die Mikrobe verhalten sollen, die stets aussah, als zittere sie vor Kälte und habe Angst, jemand könne ihr eins auf den Kopf geben?!

* * *

— Sehen Sie her, meine Herren! sagt Tomaidi, als ob er auf dem Katheder stünde, als der Kanzleivorsteher einen Augenblick hinausgegangen ist, und hält einen Schneeschuh an der Ofenzange. „Das hier ist ein Stück von geschichtlicher Bedeutung. Einige von Ihnen werden vielleicht meinen, es sei eine alte Sardellenschachtel; andre, es seien die Überbleibsel der Aktenmappe eines Rechtsanwalts; wieder andre ... Aber nein, meine Herren: Sie haben hier einen der Schneeschuhe vor sich, in denen Hannibal auf seinem Zuge nach Rom in stürmischem Winter die Alpen überstiegen hat."
— Mikrobe, setzt der Musikus hinzu, bring' ihn zu Tocilescu.[1] Du bereicherst das Nationalmuseum und gleichzeitig dich selbst.
Die Gymnasialabiturienten lachen, daß die Stühle wackeln. Die Mikrobe aber, die sich aufgemacht hat, den mitten im Zimmer liegengebliebenen Schneeschuh an sich zu

[1] Grigore Tocilescu, Direktor des Museums für Altertümer, 1850—1909. Verfasser auch deutscher Arbeiten: Inschriften aus der Dobrudscha, 1882, Neue Inschriften, 1894, usw.

nehmen, wird dabei vom Oberstaatsanwalt überrascht.
— Was ist denn hier los? Was soll das heißen? Sind wir hier in 'ner Kneipe? überstürzen sich seine Fragen.
— Herr... Herr Oberstaats=...
— Kein Wort! Solch ein Mangel an Rück=sicht auf die einfachste Würde des Ortes ist unerhört. Sie mögen wissen: wieder=holt sich das noch einmal, daß Sie hier neben meinem Arbeitszimmer Spektakel machen, sind Sie augenblicklich entlassen!
Das Wort „augenblicklich" noch einmal in seine vier Silben zerlegend, tritt der Ober=staatsanwalt, die Tür hinter sich zuwer=fend, in sein Amtszimmer zurück.
— Recht geschieht's dir, Mikrobe du, wenn du nicht ruhig auf deinem Hintern sitzt!

* * *

Noch einmal wiederholt hat sich's nach ein paar Tagen.
— Alles, was recht ist, sagt der Nabob; ich würde mich nicht weiter aufregen, wenn er bloß häßlich wäre; aber 'n alter Gries=gram ist er außerdem. Als ob ihm seine Schiffe mit allen Schätzen Indiens unter=gegangen wären!
Die Mikrobe hebt den Kopf, der über einen staatsanwaltschaftlichen Strafantrag gebeugt hing, und sieht dem Angreifer un=verwandt ins Auge:
— Herr Lipescu, lassen Sie mich doch, bitte, in Ruhe! Ich sage Ihnen doch nie=mals irgend etwas.
Ein Staatsanwalt, der ins Amtszimmer des Oberstaatsanwalts geht, unterbricht sie.
Die Mikrobe macht sich wieder an ihr Ge=schreibsel. Heut aber ist ein Unglückstag. Der Nabob läßt ihn nicht aus.
— Das fehlte auch noch, daß du mir was sagtest; da könntest du was erleben!
Die Mikrobe legt den Federhalter hin und sieht ihn an; sie bebt nur so. Es muß heut unbedingt ein Unglückstag sein, daß sie nichts hinnehmen will.
Musikus macht den Vorschlag, man wolle sie „Microbus furiosus" taufen. Und sie beginnen wieder zu lachen, und Gelächter ist eine ansteckende Krankheit: einer fängt an, ein andrer stimmt ein, ein dritter meckert mit: schließlich steht der Kanzlei=diener an der Tür und hält sich die Hand vor den Mund, um nicht loszuwiehern.
Die Mikrobe greift wieder zur Feder und schreibt.
— Tomaidi, studier' ihn gut! Wenn wir den Microbus furiosus sehen wollen, mußt du ihn mimen können. Hol' dich dieser und jener! Also das Herrchen kann auch in Wut geraten? Bromkali! Kannst du nicht erschwingen? Komm heut abend zu mir, ich geb' dir Geld und will dir bei der Gelegenheit noch eine rosa Krawatte schenken, daß du 'n bißchen freundlicher dreinschaust.
— Herr, lassen Sie mich in Ruhe! schreit die Mikrobe und hebt wieder den Kopf. Kein Blutstropfen ist in ihrem Gesicht und den bebenden Lippen. Alles Blut drängt sich ihr zum Herzen, dessen Schläge den Tisch erschüttern, an den sie die Brust lehnt.
Im Buche des Lebens aber, aus dem kein Buchstabe sich tilgen läßt, steht geschrie=ben, daß ihr heut das Ende bevorsteht.
Also, Nabob, ärgere dich über den dro=henden Ton, den du an der Mikrobe nicht gewohnt bist! Reize sie weiter!
— Mißgeburt, elendige! Bist du verliebt, daß du so um dich beißt?
Ausgezeichnet! Denke nach, vielleicht fällt dir noch mehr ein!
— Musikus, entsinnst du dich, was in dem Buch von der Abstammungslehre stand? Sein Vater oder seine Mutter muß betrun=ken gewesen sein, als sie ihn gezeugt haben!
Das sitzt!
Krampfhaft bemüht sich die Mikrobe, den Federhalter, der ihr aus der Hand gefallen ist, zu fassen.
Nun hält sie ihn wieder, aber statt zu schreiben, schlitzt sie das Papier, das vor ihr liegt, von oben bis unten damit durch, springt auf und schreit:
— Schuft du!
Die Tür des Nebenzimmers geht auf, der Oberstaatsanwalt und zwei andere Staats=anwälte treten ein. Die Mikrobe ergreift das Tintenfaß, hebt's hoch, daß die Tinte über den Tisch und den Anzug eines der Staatsanwälte spritzt, und schmeißt es mit aller Gewalt. Es fliegt hart am Kopf des Nabobs vorbei, klatscht an die Wand und

zersplittert. Die Mikrobe hat ihren Platz verlassen, stolpert über einen Stuhl, fällt, rafft sich auf und stürzt hinter dem Nabob her. Einer der Staatsanwälte kriegt sie zu fassen, sie wehrt sich, daß die Jacke zerreißt, und schreit und schimpft, ihre Augen sind getrübt, irr.

Als die letzten Kräfte sie verlassen haben, fällt sie zusammen wie ein Lappen, und mit erlöschender Stimme sagt sie:

— Es tut mir weh ... irgendwo tut's mir weh.

* *
*

Musikus geht mit ein paar Freunden zu Luther[2] Kegel spielen. Als sie auf die Brücke kommen, die über die Eisenbahnlinien führt, bleiben sie, da es Abend ist, einen Augenblick stehen, um den Anblick der vielen Lichter vom Bahnhof her zu genießen.

Hunderte von Lichtern in allen Tönungen: hier nahebei immer paarweise große rote Augen, weiterhin andre kleinere, grüne und gelbe Signale, die näherkommen, sich entfernen, sich kreuzen, immer kleiner werden und hinten, weit, ein Kranz von kleinen, dichten Sternen. Am ganzen Himmel ist kein schöneres Sternbild zu erblicken.

Am andern Ende der Brücke lehnt eine dunkle Gestalt am Geländer. Eine Frau? Musikus will nachsehen und geht näher.

— Mach doch! Kommst du nicht? rufen die Freunde, die schon von der Brücke herunter sind.

— Geht voran, ich hol' euch ein, antwortet er, plötzlich starr vor Schrecken. Keine Frau war's, sondern die Mikrobe, ohne Hut, ohne Krawatte, die Augen stier auf ein sich näherndes Licht gerichtet.

— Was ist mit Ihnen? Was suchen Sie hier?

— Was mit mir ist? Sie wollen wissen, was mit mir ist? Kommen Sie, ich zeig's Ihnen.

Und die Mikrobe nimmt ihn bei der Hand und führt ihn die Treppe hinab. Und Musikus läßt sich mitziehen. Einen Augenblick schießt ihm ein Argwohn durch den Kopf, die Mikrobe wolle ihn in eine Falle locken und sich rächen; aber er gewinnt's nicht über sich, ihr nicht zu folgen, als ob ihn eine geheimnisvolle Macht zwänge.

Sie biegen in eine Gasse links, in eine andere rechts und machen vor einem netten, sauberen Häuschen halt, das vorn ein Gärtchen hat und sehr wenig zum Äußern der Mikrobe stimmt.

Ein schmaler Eingang, der auch als Küche dient. Links ein weißes, erleuchtetes Zimmerchen, rechts ein anderes, etwas größeres, worin sich drei Mädelchen, das älteste etwa zehnjährig, aufhalten.

In einem Bett liegt, von Gicht geplagt und elend, eine Frau. Wie sie sie kommen sieht, greint sie los:

— Wa... warum hat man ihn entlassen? Sagen Sie ihnen doch, lieber Herr, sie sollen kommen, gleich sollen sie kommen und mich ganz umbringen. —

Man frage den Musikus, was er getan hat, als er erfuhr, daß er die Schwestern und die Mutter der Mikrobe vor sich habe, für die diese allein zu sorgen hatte, indem sie bis in den frühen Morgen hinein bei der Lampe im Nebenzimmer, als Lohnsklave, Abschriften machte.

Man frage den Musikus, wie ihm die Schneeschuhe der Mikrobe an diesem Abend vorgekommen sind. Ob er sie wieder damit ins Museum geschickt habe.

Oder ob er, als er sah, daß die Mikrobe, statt nach einem Messer zu greifen und ihn zu erstechen, den Kopf an einen kalten Ofen lehnte und leise vor sich hin weinte, am Bett niedergekniet ist und die Hand der gichtbrüchigen Alten mit Küssen bedeckt hat.

(Aus dem Rumän. übertragen v. Konrad Richter)

---

[2] Brauerei und Lokal in der Nähe des Bukarester Hauptbahnhofs.

Hauptschriftleiter u. verantwortl. f. d. Inhalt: Dr. phil. habil. Gustav Fochler-Hauke, München. Ständige Mitarbeiter: Dr. Alexander Steinmetz, Kavalla, Prof. Dr. K. Richter, Bukarest. Schriftleitung: München 8, Maximilianeum – Verantwortlich für die Anzeigen: Hilma Pfisterer, München – Druck u. Verlag: Deukula, Deutsche Kunst- u. Verlagsdruckerei Grassinger & Co., München 2, Linprunstr. 100/101
Zur Zeit gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2 — Die «Stimmen aus dem Südosten» erscheinen jährlich in 6 Doppelheften. Doppelheft RM 1.— Der Jahresbezugspreis beträgt für das Deutsche Reich 5 RM. — Bestellungen von Mitgliedern der Deutschen Akademie und aus den südosteuropäischen Ländern sind an den Südost-Ausschuß der Deutschen Akademie zu richten. Alle übrigen Bestellungen durch den Verlag und alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; in der Deutschen Ostmark: Buchhandlungs- und Zeitungsbüro Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 1. Einzahlungen für den Verlag auf Postscheckkonto Deukula-Verlag Grassinger & Co. München 3111, Wien D 67173 oder Reichsbank-Girokonto.

